

335

UNGARN

JAHRGANG 1943

FEBRUARHEFT

JOHANN HANKISS:
DEUTSCHER GEIST —
UNGARISCHER NATIONALCHARAKTER

ALADÁR SCHÖPFLIN:
ADY, BABITS, MÓRICZ

THEODOR THIENEMANN:
EWIGE BRIEFE
ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

HANS MEISSNER:
SCHILLERS „DON CARLOS“
IM UNGARISCHEN NATIONALTHEATER

LUDWIG KLIVÉNYI:
WERBŐCZI UND DAS UNGARISCHE RECHT

STEFAN RÉDVAY:
DIE UNGARISCHE SOLDATENSEELE

LORENZ SZABÓ:
UM GOETHES GARTENHAUS

TIBOR CSORBA:
BISCHOFSTADT AN DER DONAU

GEDICHT VON GY. ILLYÉS
ROMAN VON L. CS. SZABÓ

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG

UNGARN

MONATSSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleiter : Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Administration :

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten :

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn :

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich :

C. FR. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstr. 16.

Preis des Jahrganges : P 16

Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Mitglieder der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift
gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SEKRETÄRE i. A. :

PETER KEMÉNY und Dr. *WILHELM OLTÍ*

DEUTSCHER GEIST — UNGARISCHER NATIONALCHARAKTER

VON JOHANN HANKISS

Daß man heutzutage mehr und ungehemmter vom Einfluß einer Literatur auf die andere sprechen darf, verdankt man vor allem zwei wichtigen Ergebnissen der wissenschaftlichen Literaturbetrachtung. Erstens hat der Begriff »literarischer Einfluß« viel von seiner früheren Härte und verletzenden, dynamischen Stofflichkeit abgestreift. Theodor Thiene- mann gibt den Begriffen Einfluß und Wirkung eine entschiedene Wendung, indem er die Rolle des Beeinflußten nicht nur als eine passive, sondern auch als eine aktive Funktion wertet. Er spricht über die »Aufnahme« von Anregungen, über eine — meist unbewußte — »Wahl«, die der Dichter trifft, indem er einen, seinem Wesen entsprechenden Einfluß in Empfang nimmt. Der frühere Gleichstrom der literarischen Beeinflußung zeigt sich so auf einmal als ein Wechselstrom. Die Tatsache, daß ein Schrift- steller einen Einfluß ausübt, bezeugt nicht unbedingt seine Überlegenheit ; und dies gilt — wenn auch nicht im gleichen Maße — auch von zusammen- hängenden Einflußfronten einer Nationalliteratur auf die andere. Welche Eroberung ist bedeutender — darf man wohl fragen — : die der einen Einfluß ausübenden Nation oder die der den Einfluß empfangenden ?

Zweitens greift immer mehr die Einsicht um sich, daß die politische Macht und die Bevölkerungszahl eines Landes in keinem geraden Ver- hältnis zur Wichtigkeit seiner Literatur stehen. Verhältnismäßig kleine Nationen können eine große Literatur aufweisen und große Länder nicht die literarische Gesamtkraft betätigen, die man von ihnen erwarten würde. Die römische Literatur steht z. B. stark hinter der griechischen zurück ; die ungarische kann es mit der russischen aufnehmen, die portugiesische wetteifert mit der ganzen südamerikanischen Produktion usw.

Dies und manches andere, das wir hier nicht eingehender behandeln können, erleichtert unsere Aufgabe, das Verhältnis von zwei, miteinander auch durch literarische Kraftlinien stets verbundenen Völkern unbefangen und zwanglos zu überblicken.

Was die Dichter eines Volkes von denen eines anderen hauptsächlich und am bereitwilligsten annehmen, bildet einen aufschlußreichen Spiegel, in dem es ein sehr kennzeichnendes Bild seines ureigensten Wesens betrachten kann und soll. Und setzen wir hinzu : oft beugt sich das Bild des anderen Volkes auch über dem des ersten und es entsteht ein Doppel- bild, das gewissermaßen sich selbst beleuchtet und beschattet.

Von allen Literaturen, die zur ungarischen in Beziehung treten, ist die deutsche ohne Zweifel jene, deren Einwirkung — schon durch ihre ununterbrochene Kontinuität — die wichtigsten Aufschlüsse verspricht. Von den fünf westlichen Nationen, deren Literatur zum Grundbestand

der sog. »europäischen Literatur« gehört, ist die deutsche die einzige, die ein Ungarn benachbartes Kernland hat. Die Schicksalsgemeinschaft der beiden Völker trug wesentlich dazu bei, die geistigen Früchte der Nachbarschaft zu vermehren und zur Reife zu bringen. Auch die Nachkommen der deutschen Ansiedler, die in verschiedenen Zeiten in Ungarn aufgenommen wurden, hatten Interesse daran, die deutsche und die ungarische Kultur einander näher zu bringen; so wurden sie zu Brückenbauern zwischen ihren beiden Literaturen.

Allein es wäre ein großer Fehler, die so bedeutsame Einwirkung der deutschen Literatur auf die ungarische aus der Lage der beiden Länder oder aus ähnlichen Umständen völlig erklären zu wollen. Die Nachbarschaft tat nur dort ihre Wirkung, wo sie zu einer Art Wahlverwandtschaft werden konnte. Sonst gäbe der literarische Einfluß kein Charakterbild vom ungarischen Genius, — ausgenommen vielleicht bis zu dem Maße, in dem die dauernde Einwirkung der nachbarlichen Atmosphäre die Wesensart der Nachbarn mitbestimmen kann.

Ein flüchtiger Blick auf die Entwicklung der ungarischen Literatur zeigt uns Höhepunkte der deutschen Einwirkung etwa zur Zeit der Aufnahme des Christentums, dann in gewissen Phasen der ungarischen Frührenaissance unter Siegmund und Ludwig dem Großen, in den Anfängen der Reformation und besonders zwischen 1780 und 1840. Die Vermittlung der Hunnensage an die Ungarn, der rege geistige Verkehr zwischen Deutschen und Ungarn im Mittelalter und im 16. Jahrhundert, der gemeinsame Kampf gegen die Türken und die damit verbundene literarische Tätigkeit, die durch den politischen Einfluß Wiens unterstützte literarische Einwirkung seit der Thronbesteigung des Hauses Habsburg bis zum ersten Weltkrieg: dies alles zeigt die ununterbrochene Kontinuität der Beziehungen. Es ist kaum ein einziges bedeutsames Moment der deutschen Geistesgeschichte, das der Aufmerksamkeit des Nachbarvolkes hätte entgehen können; dasselbe kann man wohl in umgekehrter Richtung beobachten: die Entwicklung der ungarischen Geschichte war dem deutschen Nachbarn keine zehn Jahre gleichgültig.

Es wäre ein schier hoffnungsloses Unternehmen, all die Ergebnisse dieses wechselseitigen Interesses der beiden Völker für einander in chronologischer Reihe aufzählen zu wollen. Statt dessen versuchen wir das zu deuten, was in den Beziehungen als schicksalswichtig und wesenhaft bezeichnend erscheint.

Denkt ein Ausländer an den deutschen Genius, so taucht vor seinem geistigen Auge das Doppeldenkmal von Goethe und Schiller auf. Es gibt wohl kaum eine andere große Literatur, die so widerspruchslos »zugespitzt« und — wenigstens für Fernstehende — so gründlich verdichtet werden kann. Nicht als ob die deutsche Literatur irgend einer anderen in mannigfaltigen Spitzenerscheinungen nachstehen würde. Allein das gleichzeitige Erscheinen zweier (und noch mehrerer) so gewaltigen Genies, die zugleich trotz ihrer einzigartigen Größe doch jedem, auch dem Nicht-Deutschen zugänglich waren, machte auf alle Nationen einen unauslöschlichen Eindruck. Und dies vielleicht umso mehr, als besonders Goethe, aber auch der »wirkliche« Schiller »schwere Nüsse« waren. Es ist nicht leicht Goethe zu folgen: er trägt Meilenstiefel, und seine Wege und Ziele sind beinahe

unergründlich. Schiller wirbt um Jünger, um Rekruten, aber wenn er sie beisammen hat, spricht er ihnen eine Sprache, die nur die klügsten und besten verstehen. So kann natürlich nicht die Rede davon sein, die Nachahmung Goethes und Schillers als eigenartigen Zug irgendeiner Nationalliteratur zu betrachten.

Solche Genies werden nie voll erfaßt. Dem einen Schwärmer gilt Goethe als der neue klassische Mensch, dem andern schwebt stets Werthers Verfasser vor Augen. Schiller ist und bleibt immer Schiller, aber er ist tief und weit genug, um verschiedenen Zeiten und Gemeinschaften eine besondere Reflexfläche hervorzukehren.

Goethe und Schiller übten in der ganzen Welt ihren Einfluß aus, aber Tiefe und Dauer dieser Beeinflussung waren nicht überall gleich. Ungarn brachte ihnen ein ganz besonderes Verständnis entgegen. Von den ersten Vorromantikern, die sich in die Werther-Flut warfen (an ihrer Spitze Josef Kármán, 1794—95), bis Emmerich Madách und seiner »Tragödie des Menschen«, die als Seitenstück zum »Faust« gilt (1860), oder bis Johann Arany, der den Balladendichter und Seelenkenner studierte, blieb Goethe als Fixstern am Himmelsgewölbe der ungarischen Dichter stehen. Dies mag manchen oberflächlichen Beobachter der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen befremden, umso mehr, als es sich herausstellt, daß die verschiedenen ungarischen Schriftsteller in ihm und in seinem Werk die mannigfaltigsten Anregungen gefunden und vielmehr *gesucht* haben, um dadurch die besonderen Bedürfnisse ihrer Nation zu befriedigen. Wir können die sehr verwickelten seelischen Vorgänge, die einen Kazinczy, einen Madách oder einen Arany zu Goethe immer wieder zurückführten, auf folgende einfache Formel zurückführen: Verlangen nach ungestörter Offenheit, d. h. nach unbehelligtem Ausdruck einer starken und tiefen Persönlichkeit, ohne damit der Menschenwürde, der Selbstachtung und der so nötigen Lebenslust Abbruch zu tun. Denn obwohl Goethe über klaffende Abgründe kühn dahinschreitet, hat sein Wagnis doch nie einen tragischen Charakter: selbst wenn seine Offenheit die bürgerliche Ruhe der Welt zu stören droht, gleicht er weniger einem Titanen als einem Gott, der in göttlichem Übermut die Widerstandsfähigkeit seiner eigenen Gesetze auf die härteste Probe stellt.

Kennen die Schriftsteller, die sich zu ihm hingezogen fühlen, den ganzen Wert dieser Offenheit? Die Frage scheint uns hier belanglos. Sie sehnen sich danach und schätzen die Möglichkeit einer fast ungehemmten, doch sittlich-menschlichen, ja majestätischen Aussprache hoch. Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sich erneuernde ungarische Literatur fühlt den Antrieb des so lange zurückgedrängten Freiheitsdranges, und dies nicht nur im landläufigen politischen Sinne, sondern als etwas körperlich und seelisch einfaches und unvermeidliches. Freiheit in jeder Hinsicht und in jedem Ausmaß. Dies gibt uns Gelegenheit hier festzustellen, daß dieser Freiheitsdrang keine Zügellosigkeit ist, da er sich sonst in einem ganz engen Kreise der Verneinung bewegen würde und nie Dichter wie Petöfi, Tompa oder Ady ein ganzes Leben lang hätte beschäftigen können. Im Ausland neigt man leider dazu, den Ungarn, der nur zu oft für seine Freiheit kämpfen mußte, als geborenen Rebellen zu betrachten, ja sogar als Ausbund der Unzufriedenheit und der Unruhe anzusehen. Nichts ist

falscher, als eine solche Auffassung. Der Ungar ist die verkörperte Geduld und Langmut; einer seiner größten modernen Schriftsteller, Desider Szabó hat ihn als den Schweinehirten auf der Puszta dargestellt, der während des patschenden Regens der Geschichte unentwegt dasteht und, den Hirtenmantel auf der Schulter, den breiten Hut tief auf den Kopf gezogen, mit stoischer Ruhe auf das schöne Wetter wartet. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß der Ungar nicht nur für seine persönliche oder nationale Freiheit gekämpft hat. (Auch darüber könnte man sich nicht wundern, auch dies würde kein Urteil herausfordern, im Gegenteil!) Freiheit der geistigen Wertentfaltung steht im Vordergrund, oder wenigstens im Hintergrunde seiner Kämpfe; unter seinen Verbündeten befindet sich stets der augenblicklich freiere und edlere Teil Europas, der für Ideale schwärmt und nicht zulassen kann, daß der Fortschritt unterbunden werde. Daher ist der Ungar opferwilliger Vertreter der Gewissensfreiheit und der sozialen Gerechtigkeit; so füllt sich der Begriff »Nation« auf ungarischem Boden schon sehr früh mit allen modernen Idealen, die bei mancher anderen Nation sich erst nach schweren Reibungen dem ursprünglichen realpolitischen Kern des Nationalismus anpassen konnten.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus ist der Drang nach Freiheit eine Erscheinungsform des Selbstbewußtseins und des Verantwortungsgefühls. Die starke Persönlichkeit braucht viel freien Platz um zielbewußt und energisch wirken zu können; der verantwortliche Führer kann nicht zulassen, daß man ihn in seinen Bewegungen, die für andere, Schwächere von Wichtigkeit sind, einschränkt. Dies gilt natürlich auch von den Völkern. Die ungarische Nation hatte ja so viel mehr Erfahrung als die Nationalitäten, die unter ihrem bewaffneten Arm Schutz suchten, daß sie auch die unumgängliche Notwendigkeit ihrer freien Kraftentfaltung mit allen Mitteln verteidigen mußte gegen die mehr oder weniger reaktionären Mächte, die ihre Sendung und ihre Verantwortung weder verstehen noch übernehmen konnten. Dies haben einerseits Politiker von der Größe eines Bismarck eingesehen, andererseits auch Historiker des ersten Weltkrieges — leider, schon zu spät — erkannt.

Noch einfacher können wir das bisher Gesagte folgendermaßen zusammenfassen: der ungarische Freiheitsdrang ist vor allem Erkenntnis der Notwendigkeit der *sittlichen* Freiheit für ein begabtes und berufenes Volk, das fast rastlos *handeln* muß. Die Quelle der sittlichen Freiheit aber entspringt neben dem Christentum am reichsten aus der Literatur. Sie wird zu einem der Hauptprobleme Goethescher Dichtung; wenigstens macht sein Lebenswerk auf die Zeitgenossen den Eindruck, es handle sich darin hauptsächlich um die Stellung des Einzelmenschen zu Gott, zum Schicksal, zur Natur, bzw. um die Möglichkeit einer freien Beziehung des Menschen zur Welt.

Ich glaube keineswegs zu übertreiben, wenn ich darauf bestehe, daß Goethe vor den Augen der ungarischen Kenner und Verehrer seiner Zeit besonders im Lichte dieses Hauptproblems stand. Dies konnte veredelnd wirken, wo Veredelung nötig war, und beglückende Ermutigung bringen, wo der Seelenadel schon zu den geschätztesten Nationaleigenschaften gehörte. »Das Edle« also, wie es nur Goethe ausdrücken, erheben und feiern konnte, gab den Kraftanstrengungen des Freiheitskämpfers die

ästhetische Färbung, die der echt ungarischen Weltanschauung eigen ist. Auch andere Einflüsse haben diese Grundrichtung der ungarischen Seele gefördert, so der Kunstsinn des Italieners, den auch Goethe bewunderte, oder die französische Klassik, besonders das Heroisch-Schöne in Corneille's Tragödien. Aber Goethes Beispiel kam zur rechten Zeit und wirkte durch die einzigartige Wucht seiner Autorität. Der ungarische Idealismus hat wesentliches Goethe zu verdanken, der in Kazinczys Werken als geschmackbildende Kraft wirkte und einem Berzsenyi Proben der kraftvollen olympischen Ruhe gab.

Doch sind wir bei einem Punkte angelangt, wo schon alles darauf drängt, dem Namen Goethes den Schillers hinzuzufügen. Goethes allgemeiner Einfluß, der bei den meisten ausländischen Schriftstellern mehr aus der Ferne wirkte, wird durch den Schillers ergänzt, umgestaltet und nicht selten geltend gemacht.

Einer der besten Kenner der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen, Béla Pukánszky, bestätigt unsere Auffassung und gibt ihr feste historische Grundlagen. Er lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß Schiller einer der beliebtesten Erzieher des ungarischen Theaterpublikums war; Schillers Dramen und ihre Nachahmungen lebten fast ein Jahrhundert in der Erinnerung und in der Phantasie der gebildeten Ungarn, die diese Stücke in deutscher und schon sehr früh auch in ungarischer Sprache genießen konnten. Schillers Dramen aber waren dazu geeignet, die Ungarn in ihren grundlegenden Neigungen zu stärken. Denn hier fanden sie einen Kraftüberschuß, wie sie ihn selbst brauchten; etwas »Soldatisches«, d. h. Ritterlichkeit und Disziplin, mit anderen Worten eine idealistische Auffassung des Lebens, das sich auf Menschlichkeit und auf Männlichkeit zu stützen und diese beiden in Einklang zu bringen hat. Doch geht die Übereinstimmung zwischen Schiller und dem ungarischen Zuschauer weit über das Soldatische hinaus. Kants kategorischer Imperativ, der besonders im »Wallenstein« zugespitzt wird, ist dem Ungarn praktisch seit langem bekannt, ja sogar selbstverständlich. Es ist ungefähr dasselbe, was er als »römischen Charakter« auf Grund der griechischen und lateinischen Klassiker zum eigenen Gebrauch weitergebildet hatte. Schillers Helden modernisieren das Ideal des »römischen Charakters« ungefähr so, wie die ungarischen Rechtsgelehrten, Historiker und Dichter. Allein Schiller brachte dieses Ideal den ungarischen Herzen näher, indem er dessen Träger aus neueren Zeiten wählte, in denen das Nationalgefühl zu seinem vollen Rechte kam. Unter ihnen steht der Schweizer Sagenheld Wilhelm Tell im Vordergrund, der für die Freiheit und die menschlichen Rechte eines von den Habsburgern unterdrückten Volkes kämpft. Aber auch die Jungfrau von Orleans ist dem ungarischen Zuschauer nicht fremd, da sie das Heldentum mit einer christlich-übernatürlichen Zielsetzung verbindet, wie ein Zrinyi oder ein Rákóczi. Eine andere Reihe von Dramen Schillers gemahnt den Ungarn daran, daß das Wagnis einer Verschwörung oder eines Aufstandes mit dem doppelten Risiko der etwaigen Überlegenheit des Tyrannen und der Selbstüberhebung des Verschwörers verbunden ist. Doch selbst in diesem Falle ist der ungleiche Zweikampf eines Philipp II. und eines Don Carlos oder Marquis Posa außerordentlich lehrreich, da die Stücke des Historikers den historisch-politischen Sinn des Ungarn ent-

wickeln und den sittlichen Reinertrag der Auflehnung gegen die dunklen Mächte der Welt in Rechnung bringen. Don Carlos und sein edler Freund sind in der Tat die glänzendsten Erzieher des Menschengeschlechtes, deren Lehren besonders bei solchen Völkern auf fruchtbaren Boden fallen, die auch dann kämpfen müssen, wenn ihr Kampf nur durch einen ganz dünnen Hoffnungsschimmer erleuchtet wird. Auch der Tod und der scheinbare Untergang können in solchen Fällen erhebend, läuternd, ja verheißungsvoll wirken. Ein unterdrückter Aufstand erstirbt mit lebenden Keimen eines neuen, erfolgreicherer Aufstandes im Körper.

Wie bei Goethe, so wird daher auch bei Schiller, aber in viel verständlicherer und zugänglicherer Weise, der Energiebedarf des tätigen Idealisten gedeckt. Die äußersten Grenzen der dynamischen Tonleiter sind, einerseits als Fortissimo, der aus Hippokrat entlehnte Wahlspruch der »Räuber« : »Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; quae ferrum non sanat, ignis sanat«; andererseits als scheinbares Pianissimo das Schwärmen des Marquis Posa, der im Herzen seines Freundes, des Infanten Don Carlos ein Paradies für eine Million Menschen schuf. Auf der einen Seite Eisen und Feuer, auf der anderen die weltumformenden Gedanken eines Idealisten. Hier können wir unsere Betrachtungen abschließen. Eisen und Feuer müssen bei Schiller wie bei den ungarischen Schriftstellern seiner Zeit den Gedanken eines Idealisten untergeordnet werden: nur so können sie ihre Heilkraft ganz ausüben. Die Dynamik ihrer Werke, mag sie noch so kräftig sprudeln, soll heilen und dienen, d. h. sie muß ihre ästhetische und sittliche Seite hervorkehren. Eine großzügige und providenzielle Wahlverwandtschaft verbindet Schiller und seine ungarischen Kollegen, die den Charakter der viel gelittenen und viel gelernten Nation mit allen Mitteln des Herzens und der Kunst kräftigen.

Alles übrige, was von den deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen Bedeutung hat, dient nur dazu, diese Erkenntnis zu fördern. Der vorübergehende Einfluß von Sentimentalismus, Matthisson und Werther vertieft und veredelt die Seele, das verantwortungsvolle Ich, das zu schwerem Ausgleich zwischen Kraft und Opfer bestimmt ist. Der Hang zur philosophischen Betrachtung, die in den Werken eines Katona, eines Madách oder eines Vörösmarty, aber auch in vielen anderen kennzeichnenden Meisterwerken des 19. Jahrhunderts einen breiten Platz einnimmt, ist gleichfalls eine gute Schule für die Seele, die durch die philosophische Verallgemeinerung an ihre Pflichten gegen die Menschheit erinnert wird. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß dies ohne jeden Schaden der Vaterlandsliebe geschieht. Deutsche und Ungarn stärken in ihrem Shakespeare-Kult ihr eigenes Nationalgefühl und gestalten ihren Klassizismus nach antiken und modernen Vorbildern ganz nach ihrer nationalen Eigenart. Wenn wir heute vom neuen Europa reden, so ist es unsere Pflicht, zu wünschen, daß das Gewicht dieser neuen Welt von stark ausgeprägten Nationen getragen werde, die nur das von den anderen übernehmen, was der Entfaltung ihrer nationalen Eigenart zum Wohl gereicht.

ADY, BABITS, MÓRICZ

— *Kleine Erinnerungen an drei große Dichter* —

VON ALADÁR SCHÖPFLIN

Die drei führenden Gestalten der ungarischen Dichtung des 20. Jahrhunderts gingen in derselben Reihenfolge von uns, in der sie in die Literatur eingetreten waren. Als erster Andreas Ady, der im Januar 1919 starb; dann verließ uns Michael Babits im Sommer 1941 und als letzter Sigmund Móricz vor einigen Monaten. Ihr Leben verlief in gleichlaufenden Bahnen und führte sie gemeinsam zur Höhe; sie lebten in demselben Abschnitt der Literaturentwicklung, und man wird sie stets gemeinsam erwähnen. Sie waren auch gut befreundet; die Verschiedenheit ihrer Denkart, ihres Charakters, ihrer Lebensform beeinträchtigte ihre Freundschaft keineswegs. Ady lebte außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in der sogenannten Welt der Bohème; seine beiden Freunde dagegen in bürgerlichen Lebensformen, so daß sie einander nicht sehr oft begegneten, und sich zwischen ihnen keine so vertrauliche Freundschaft entwickeln konnte wie z. B. zwischen Petöfi und Arany; dennoch schätzten sie einander aufrichtig und waren erfreut, wenn der Zufall sie zusammenführte.

Ady hatte bis ans Ende seines Lebens keine ständige Wohnung in Budapest. Im ersten Abschnitt seines Lebens wohnte er eigentlich gar nicht in Pest, sondern war viel in Paris oder anderwärts im Ausland, und fuhr oft auf einige Wochen auch zu seinen Eltern nach Érindszent; später, nach seiner Verheiratung, verbrachte er den größten Teil des Jahres in Csucs. In Pest ließ er sich in der ersten Zeit im Hotel »Erzherzog Stephan« in der Podmaniczkystraße nieder, später wohnte er häufig im einstigen Hotel »Meteor« am Elisabethring, gegenüber dem »Café New York«. In der letzten Zeit war sein Heim meist das Hotel »König von Ungarn«, ein alter, schäbiger Gasthof in der Dorotheenstraße, an dessen Stelle heute das Haus der Produktengenossenschaft »Futura« steht. Monatelang wohnte er wiederholt auch im Sanatorium am Stadtmeierhof, wo er für die Folgen seiner maßlosen Lebensart Linderung suchte.

Stets von Menschen umgeben, war er im Grunde doch einsam. Mit keinem verknüpften ihn wirklich enge Bande; die Menschen, mit denen er seine Nächte in der Kneipe zu den »Drei Raben« in der Andrassystraße oder an ähnlichen Plätzen verbrachte, waren eher Kameraden als Freunde. Er schätzte sie nicht sehr und war sich über ihren Wert im klaren. Im Gegensatz zu den lebenslustigen jungen Literaten jener Zeit pflegte er nur selten ins Kaffeehaus zu gehen; die sogenannten Literaten-Cafés mied er, doch besuchte er auch vornehme, prunkvolle Gaststätten nur ungern, da er sich dort nicht wohlfühlte und ihm die vielen Menschen lästig waren. Je schwankender seine Gesundheit wurde, um so mehr zog er sich in sein Hotelzimmer zurück. Er freute sich, wenn ihn seine Freunde besuchten,

er selbst jedoch ging nicht aus. Für ein Abendessen unter Freunden war er nur schwer zu haben. In Gesellschaft war er, wenn sich diese nicht aus seiner gewohnten Umgebung zusammensetzte, und besonders wenn auch Frauen zugegen waren, befangen; er sprach wenig und war auch im Genuß von Wein maßvoller. Zu Frauen, mit denen er sich schon etwas befreundet hatte, konnte er recht liebenswürdig sein; er liebte es, sie zu necken und mit ihnen zu scherzen. Wohl fühlte er sich in der Familie von Sigmund Móricz. Mit Móricz' erster Gattin, Janka, war er warm befreundet. In ihrem Hause taute er auf und machte der jungen Frau gutgelaunt, in der Art eines Kavaliers aus der Provinz den Hof, was Móricz, der über die Freundschaft mit Frauen etwas altmodische Ansichten hatte, nicht immer gefiel. Einmal bemühte er sich in meinem Hause so lange, bis die junge Frau darauf einging, sich mit ihm zu duzen; Móricz vermochte seinen Ärger darüber kaum zu verbergen. Ady wußte dies recht wohl und hatte es darauf angelegt. Er neckte seinen Freund gern mit solchen Späßen. Móricz duzte sich niemals mit Frauen, nicht einmal mit seiner Gattin.

Ady trank — dies ist allgemein bekannt — viel, ja viel zuviel, doch stets nur Wein, gewöhnliche Kneipenweine. Gelegentlich trank er mittags auch etwas Bier, Branntwein jedoch niemals. Sekt liebte er; hatte er zuweilen etwas mehr Geld, so ließ er sich einige Flaschen bringen. Er mischte ihn gern mit Rotwein. Ausgelassen war er nie; er saß still am Kneipentisch und trank seinen Wein. Ich entsinne mich eines Abends, als er in der »Marmorbraut« in Ofen Lust bekam, sich mit den Zigeunern zu vergnügen. Er dirigierte die Zigeunerbande nach der Art vergnügungssüchtiger Provinzler, doch verstand er sich nicht recht darauf, man merkte, daß er keine Übung darin hatte.

In Hotels und Gaststätten war er mit dem Personal, Kellnern, Portier, Zimmermädchen sofort befreundet. Dadurch erreichte er, daß man ihn überall mit besonderer Aufmerksamkeit bediente. Mit Trinkgeldern sparte er nicht. Als er einmal dem Kellner ein ungewöhnlich hohes Trinkgeld reichte, erwähnte ich dies, worauf er erwiderte:

— Ich will, daß man mich achte.

Sie taten ihm zuliebe auch alles, was er auch verlangen mochte.

Mit Kindern wußte er gut umzugehen. War er bei uns, so spielte er manchmal stundenlang mit meinem vierjährigen Jungen, wälzte sich mit ihm auf dem Sofa herum und war auch nicht böse, wenn das Kind an seinen langen schwarzen Haaren zog. Auch Lieder brachte er dem Jungen bei. Dies war die einzige Gelegenheit, wo er verspielt war. Sonst mochte er keinerlei Spiel; Karten berührte er meines Wissens niemals, und für Sport hatte er kein Verständnis. Höchstens auf das Eis ging er manchmal, als er einmal im Winter in einem Sanatorium auf der Arenastraße wohnte. Dort betrachtete er die Schlittschuhläufer von der Brücke aus. Der schöne Anblick, das Bild der über das Eis gleitenden Menschen, erfreute ihn.

Ady führte gewiß ein ungesundes Leben. Er war wenig an der frischen Luft, und machte er einmal doch einen Spaziergang, so ging er mit langen, etwas schleppenden Schritten, wie geistesabwesend. Wenn es nur anging, nahm er auch für kurze Wege einen Einspänner; Zweispänner benutzte er nur selten, die Straßenbahn nie. Er rauchte ungeheuer viel Zigaretten, und zwar stets die damalige Lieblingssorte der Literaten und Journalisten:

Princessas Als er einmal in meinem Hause eingeladen war, bot ich ihm feinste ägyptische Zigaretten an, die ich eben geschenkt erhielt. Doch er lehnte ab und ließ nicht locker, bis ich das Dienstmädchen in der Nacht in das nahe Kaffeehaus schickte, um seine Liebessorte zu holen. Er hatte die sonderbare Gewohnheit — eine Gewohnheit, die auswärts speisenden Rauchern eigen ist —, auch während der Mahlzeit, zwischen zwei Gängen, zu rauchen. Einmal waren wir zusammen in einem sehr vornehmen, reichen Hause eingeladen, wo die feinen Damen höchst erstaunt waren, als er sich zwischen Vorgericht und Braten eine Zigarette anzündete. Wie ein quengliges Kind ruhte er nicht, bis er bekam, was er wünschte. Er war gern gut angezogen und vermochte sich über einen neuen Anzug sehr zu freuen. Seine Kleidung war auch elegant, doch wirkte er trotzdem meist wie ein Kavalier aus der Provinz. Bis ans Ende blieb er Provinzler und wurde nie ganz Budapester. Ady liebte Budapest auch nicht und besonders nicht die Menschen der Stadt. Mit Spott und Geringschätzung sprach er von den »geschickten jungen Leuten« in Pest. Nach seiner Verheiratung begann er ein geordnetes Leben zu führen, doch blieb er ebenso einsam, nur daß eben die kleine blonde Frau neben ihm war. Er ging fast nirgends hin. Wer mit Ady und seiner Gattin zusammenkommen wollte, mußte sie aufsuchen. Zu dieser Zeit, in den letzten beiden Jahren seines Lebens, besaß Ady zum ersten Mal ein eigenes Heim. In der Veres-Pálné-Straße hatte er eine nette kleine Dreizimmerwohnung gemietet, die seine Gattin mit feinem Geschmack einrichtete. Ady verbrachte den größten Teil seiner freien Zeit in dem dielenartigen großen Vorzimmer in einem Lehnstuhl; hier las er am liebsten seine Zeitungen, hier empfing er die Gäste. Als sich in den letzten Monaten seines Lebens seine Krankheit immer mehr verschlimmerte lag er stets zu Bett. Die junge Frau pflegte ihn hingebungsvoll und war immer bei ihm. Besucher stellten sich immer seltener ein; der Dichter blieb mit seiner Frau allein bis er ins Sanatorium übersiedelte, wo er für immer die Augen schloß.

Michael Babits lernten wir persönlich kennen, als er von Fogaras nach Budapest kam und auf dem ersten Vortragsabend der Zeitschrift »Nyugat« Gedichte vortrug. Er war eine sehr interessante, ungewöhnliche Erscheinung, ein magerer, äußerst blasser junger Mann, dessen Augen wie die eines Besessenen brannten. Seine Gedichte las er mit singendem Tonfall. Im ersten Augenblick wirkte er etwas befremdend, doch schon nach wenigen Minuten stand die Zuhörerschaft in seinem Bann. Bald hörte man ihm hingerissen zu und schließlich hatte er großen Erfolg; erschüttert empfanden die Menschen die Gegenwart eines außerordentlichen Geistes. Unter den zahlreichen Mitwirkenden hatte er den wärmsten Erfolg. Damals konnten wir ihn nicht näher kennenlernen, da er bereits den nächsten Tag nach Fogaras zurückreisen mußte, um in der Ferne siebenbürgische Kinder zu unterrichten. Wir wechselten Briefe mit ihm und lasen seine neuen Gedichte immer wieder erregt. Später wurde er als Lehrer an das Gymnasium in Neupest versetzt, und von da an verkehrten wir sehr oft, fast täglich mit ihm. Er wohnte in dem Vorort Rákospalota; von dort aus kam er in unseren Kreis im Café »Bristol« am Dunaufer und später im Café »Central«, wo sich bald eine Tischgesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten um ihn scharte. Aus dem Gymnasium in

Neupest wurde er bald in das der Beamtensiedlung in Pest versetzt. Dies erwirkte der Direktor der Schule, der beliebte Jugendschriftsteller Moses Gaál, dem Babits dafür stets dankbar blieb. Nun mietete er eine Wohnung in der Beamtensiedlung, speiste in den Gaststätten um die Üllöer Straße und kam fast täglich ins Kaffeehaus, wo wir uns mit ihm trafen. Hier lernten wir die verschwenderische Fülle seines Geistes kennen, seine vielseitige und tiefe Bildung, die sich neben der Weltliteratur auch auf Philosophie, Mathematik und andere Wissenschaften erstreckte. Seine Gesellschaft war ungemein reizvoll und anregend. Er sprach einfach, ohne jede Großtuerei, für ihn war großes Wissen selbstverständlich, da er stets in einer hochgeistigen Atmosphäre lebte. Doch konnte er auch vergnügt sein, dann scherzte er und erzählte kleine Erlebnisse aus seiner Schulzeit in Szekszárd, Pécs und aus seinen Studentenjahren. Er hatte zahllose Dichtungen im Gedächtnis, von Johannes Arany kannte er fast jedes Gedicht, selbst griechische und lateinische Verse vermochte er herzusagen. Wenn der Debrecener Dichter Árpád Tóth, der gleichfalls stets unserem Kreis angehörte, und Babits in Schwung kamen, nahm das Rezitieren kein Ende. Selten suchte er eine andere Gesellschaft auf. Zuweilen nahm ich ihn zu einem improvisierten Abendessen nach Hause mit; bei solchen Gelegenheiten ließ er die Steifheit fallen, die er sonst immer an sich hatte, wenn er in Damengesellschaft kam. Dann konnte er warm, heiter, angenehm sein, und man merkte ihm die gute Kinderstube an. Mit meinem kleinen Sohn schloß auch er Freundschaft. Der Junge spielte sehr gern mit Tieren, er besaß einen richtigen kleinen Zoo aus irgendeiner harten Masse. Babits brachte ihm einmal zwei Lamas, da er bemerkte, daß dieses Tier in der Sammlung fehlte. Von nun an hieß er für meinen Sohn »Onkel Lama«.

In Benehmen und Haltung war er anspruchslos und schlicht. Er war stets anständig und sauber gekleidet, obwohl er sich um Mode und Eleganz nicht viel kümmerte; den Anzug trug er nicht als Schmuck, sondern nur zum Schutz des Körpers. Babits war bereits ein berühmter Dichter, als seine Anzüge noch immer seine Mutter bei einem Schneider in Szekszárd machen ließ, u. zw. ohne Probe und nach demselben Maß wie in seiner Studentenzeit. Einmal beklagte er sich bei meiner Gattin, daß dieser Schneider schon seit zehn Jahren für ihn arbeite und die Rockärmel noch immer zu kurz mache. . . . Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er auch zu einem andern Schneider gehen könnte.

Babits war kein Bohemien, sondern lebte ein geordnetes Leben und war in Essen und Trinken äußerst maßvoll. Als guter Szekszárder trank er natürlich Wein; seine Familie besaß in der Nähe der Stadt einen Weingarten. Dieser Weingarten wird in seinen Gedichten wiederholt erwähnt, vor allem aber in seinem Roman »Söhne des Todes«. Seiner Überzeugung nach war der Szekszárder Wein der beste der Welt. Wohl trank er gerne einige Gläser, doch betrank er sich nie. Nach einem Abendessen mit Ady brüstete er sich einmal, dieser habe ihn gelobt, weil er den Wein gut vertrage.

Mit Ady befreundete er sich nicht gleich. Wie aus seinem Briefwechsel mit Desider Kosztolányi hervorgeht, mochte er Adys Gedichte in seiner frühen Jugend nicht, erst später kam er ihnen näher. Die über-

eifrigen Anhänger Adys, die in Babits um jeden Preis einen Rivalen sehen wollten, sorgten dafür, daß die Freundschaft der beiden sich nur langsam erwärme. Sie griffen ihn im Blatt der Sozialisten an und verdächtigten ihn unrecht. Aber auch der um die Anerkennung seiner Priorität besorgte Ady war daran nicht ganz unschuldig. Er besaß ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, daß die Menschen ihm untreu werden, daß ihn andere überflügeln könnten. Babits' Erfolge betrachtete er mit Mißtrauen. Dieser sagte niemals etwas Schlechtes über Ady, stets erkannte er ihn an, doch ihre Freundschaft wurde erst viel später wärmer und aufrichtiger. Eine wirkliche, tiefe Freundschaft entwickelte sich zwischen ihnen niemals. Sie trafen einander selten; beide empfinden lieber Besucher, als daß sie Besuche machten.

Kurz nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges zog Babits aus der Beamtensiedlung in die Stadt, in die Reviczkystraße. Das Haus, in dem er eine Wohnung mietete, gehörte dem vorzüglichen siebenbürgisch-ungarischen Erzähler und Dramatiker Nikolaus Bánffy. Babits bewohnte hier drei Zimmer mit lauter alten, von seiner Familie ererbten Möbeln und einigen alten Familienbildern. Er liebte gute Teppiche, sonst aber war seine Wohnung von puritaner Einfachheit, ihren Hauptschmuck bildete die gewaltige und sich stets vermehrende Bücherei. Nur zwei kostspielige Liebhabereien besaß er: er kaufte viele teure Bücher und reiste so oft es ging ins Ausland. Am häufigsten war er in Italien. Stets reiste er allein, nicht nach einem festgelegten Reiseplan, sondern wohin ihn Eingebung und Stimmung führten.

Über seine Arbeiten sprach er nur ungerne. Ich kann mich nur eines solchen Falles erinnern, als wir uns eingehend über seinen Roman »Kartenhaus« unterhielten, der bekanntlich in Neupest spielt. Zufällig wußte ich dies und jenes über Neupester Verhältnisse und Menschen, außerdem war ich Strohwitwer, und auch Babits hatte Ferien. In diesem Sommer waren wir fast jeden Abend zusammen und besprachen den werdenden Roman. Einige Nebengestalten und Motive, von denen ich ihm berichtete, hat er in dem Roman auch verwendet. Von seinen übrigen Werken sprach er erst, wenn sie bereits abgeschlossen waren. Gern zeigte er einzelne eben entstandene Gedichte, gern prüfte er ihre Wirkung auf andere. Was er schrieb, besonders Gedichte, ließ er nicht sogleich erscheinen, sondern länger oder kürzer, zuweilen auch einige Jahre in der Schublade herumliegen. Oft zweifelte er auch an sich selbst, und durchlebte dann bittere Stunden; nervös wartete er, was andere zu seinen Gedichten sagten. Er hatte eine sehr empfindliche Seele. Die Angriffe, die ihn unverdienterweise trafen, kränkten ihn sehr. Auch bildete er sich ein, daß man ihn verfolge, daß ihn die Menschen verachten oder ihm zürnen. Daher war er Menschen gegenüber, die der Literatur ferne standen, im allgemeinen äußerst zurückhaltend, ja geradezu linkisch. Recht traurig erzählte er einmal, daß er auf der Straße seinem einstigen Gymnasialdirektor aus Pécs begegnet sei und dieser seinen Gruß nicht erwidert hätte. Hieraus zog er übertriebene Folgerungen und war sehr betrübt.

In seinen späteren Jahren ließ diese Schüchternheit bedeutend nach. Von so vielen Seiten wurden ihm Anerkennung und Achtung zuteil, daß er einsehen mußte, wie grundlos sein Angstgefühl war. Allein Menschen

gegenüber, die keine Beziehung zur Literatur hatten, blieb er stets etwas zurückhaltend. Überhaupt liebte er große Gesellschaften und fremde Menschen nicht. Als er älter wurde, kamen auch bei ihm die Gewohnheiten und Gesten seiner vornehmen Szekszárdi Familie immer mehr zum Vorschein. Nachdem er — bereits verheiratet — das Haus in Esztergom erworben hatte, verbrachte er den Sommer stets dort. Hier besuchten ihn seine Freunde. Kaum gab es in diesem Hause einen Sonntag ohne Gäste. Manche schöne Tage verbrachten wir dort. Babits war ein glänzender Gastgeber, aufmerksam und freundlich zu den Gästen, wie ein ungarischer Herr aus der Provinz, der die Gäste in seinem Garten oder Weingut empfängt. Er war heiter, offenherzig und liebenswürdig; stets holte er den Gast vom Bahnhof ab und begleitete ihn abends wieder hin. Das Haus am Bergabhang, von Jahr zu Jahr erweitert, mit seiner breiten und langen Terrasse, der Glasveranda und der bezaubernden Aussicht auf die Donau und die Kleine Tiefebene, wird all denen, die dort zu Gäste waren, in angenehmster Erinnerung bleiben. Auch uns war Babits' Gestalt so am liebenswertesten, wie er dort still auf der Terrasse des Hauses saß und mit uns plauderte. Dann kamen die furchtbaren Krankheiten; er konnte nun nicht mehr nach Esztergom fahren, immer dunklere Wolken zogen sich über ihm zusammen, und an Stelle des einstigen heiteren Bildes tauchen in unserem Gedächtnis Erinnerungen an unsagbare Leiden auf.

Mit Sigmund Móricz war Babits besonders in jüngeren Jahren befreundet. Einmal sandte er Móricz auch ein kleines Faß Wein aus dem Weingut der Familie. Hierauf bezieht sich das schöne Gedicht »Vile potabis«. Später, als zwischen ihnen in Angelegenheiten der Zeitschrift »Nyugat« Gegensätze entstanden, wurde ihre Freundschaft lockerer.

Sigmund Móricz war in unserem Kreise der Familienmensch. Er wohnte in der Üllői Straße, in einer schönen, großen Vierzimmerwohnung, aus der er erst später, als er sich zum zweitenmal verheiratete, nach dem Hauptzollplatz übersiedelte. Er war überall zu sehen, sein eigentliches Leben aber lebte er in seiner Familie, im Kreise seiner Frau und der drei Töchter. Der größte Schmerz seines Lebens war der Verlust seiner beiden kleinen Söhne, die fast gleichzeitig am Scharlach starben. Seine erste Frau erzählte, daß er damals tagelang kalvinische Psalmen sang, allerdings mit schlechtem Gehör und heiserer Stimme, doch mit tiefer Andacht. Er war ein geselliger Mensch, doch auch er entschloß sich nur schwer, einen Besuch zu machen. Um so mehr liebte er es, wenn man ihn besuchte. Als wir ihn kennen lernten, nach dem Erscheinen des Erzählungsbandes »Sieben Kreuzer«, war er noch mager, mit einem knochigen Gesicht, und ziemlich provinziell; mit seinem gemächlichen Gang und der bedächtigen Redeweise wirkte er in der Gesellschaft der Pester jungen Literaten und Journalisten etwas befremdend. Allmählich aber erkannten wir ihn als Ehrenmann und guten Freund, der seinen Kameraden gegenüber stets gefällig und wohlwollend war. Auch für ihn waren das Haus und der Garten in Leányfalu der passendste Rahmen, wo er sich im Kreise seiner Familie und seiner Gäste wirklich zu Hause fühlte. Er war wie ein biederer Landwirt, bis zur Übertreibung gastfreundlich, stets freundlich lächelnd und höflich. Seine Liebenswürdigkeit war nicht angelernt, sondern entsprang seinem Wesen. Wohl galt dieses heitere Wesen in der Tiefe Leiden-

schaften, die er indessen nur selten zum Ausbruch kommen ließ. Mit Frauen wußte er gut umzugehen und zu scherzen, doch gab es für ihn eigentlich immer nur eine Frau, seine Gattin. Er selbst erzählte in seiner Selbstbiographie, daß er sich stets völlig, mit jedem Gedanken der Frau hingab, die er als Lebensgefährtin erwählt hatte. Auch er war am liebsten zu Hause, nur zuweilen überkam ihn abends eine Art Unruhe. Dann zog er los und blieb bis zum Morgenrauen aus. Er tat nichts Liederliches, trank nicht, war überhaupt kein Weintrinker, sondern ging nur aus einem Kaffeehaus ins andere. Er brauchte dies wohl. Schalt ihn seine Frau, daß er viel ausgegeben habe — eigentlich war er sparsam und wußte das Geld zu schätzen — so antwortete er, es seien Betriebskosten. Sein Haushalt wurde einfach geführt; für Luxus hatte er nicht viel übrig. In seinen letzten Jahren durchlebte er manche Krisen und hatte es recht schwer. Er arbeitete ununterbrochen und war stets voller Pläne, von denen er gern sprach; sie waren seine Lieblingsthemen. Morgens stand er stets sehr früh auf, meist saß er bereits um fünf Uhr am Schreibtisch. Tagsüber ruhte er einige Stunden, doch arbeitete er immer am Tage, und war niemals Nachtarbeiter wie die meisten Schriftsteller. Gern aß er viel, ich staunte oft, mit welchem Appetit er kalte Gemüse, Kraut und Bohnen verzehrte, vor denen es mir richtig graust. Er war kein großer Fleischesser; in seinen letzten Jahren lebte er fast ausschließlich vegetarisch, von den Produkten seines Gartens in Leányfalu. Im Ausland war er selten, ich kann mich nur an zwei größere Auslandsreisen erinnern. Einmal fuhr er über die Schweiz nach Paris, einmal durchstreifte er Italien. Fremdsprachliche Bücher las er kaum, die ungarischen Schriftsteller kannte er, doch interessierten ihn die Verfasser mehr als ihre Werke. Fand er aber an einem Werk Gefallen, dann konnte er sich dafür aufrecht begeistertern.

Drei verschiedenartige, in mancher Hinsicht gegensätzliche Persönlichkeiten, im gleichen Zeitalter, auf derselben Höhe der ungarischen Dichtung. Sich ihrer zu erinnern, bedeutet Freude und Stolz für den, der sich ihrer Freundschaft rühmen durfte. Nun sind sie heimgegangen, nur ihre Werke leben noch und die Erinnerung an sie. Die Jahre gehen dahin und wir mit ihnen; nur wenige leben noch von uns, die wir die große literarische Schlacht um die Erneuerung der ungarischen Dichtung durchkämpften. Indessen bewahren wir wenigstens schöne Erinnerungen an Freunde, mit denen es schön und lohnend war zu leben.

EWIGE BRIEFE ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN*

VON THEODOR THIENEMANN

III. SUSI VON PETRÓCZY AN GOETHE

Der Brief kommt aus dem kleinen verträumten Städtchen Lőcse (Leutschau), es öffnet sich in ihm ein Mutterherz mit all seinen Wünschen und Sorgen. Die Briefschreiberin, nachdem sie die Befangenheit der ersten Zeilen überwunden hat, wird gesprächig und weiß merkwürdige Dinge zu berichten. Am merkwürdigsten scheint uns, heutigen Lesern dieses Briefes aber die rätselhafte Ausstrahlung des Genius Goethe: sein Schimmer spielt um ein verschlossenes und dennoch weltoffenes Bürgerhaus des kleinen Karpatenstädtchens und erhellt das Antlitz einer Mutter. Ihre beiden Söhne dienen als ungarische Offiziere in fernen Ländern; der eine als Feldjäger, der andere als Husar. Gerne würden sie auch den Musen dienen, daher richtet sich ihr Blick auf Goethe. Doktor Schrötter fährt aus Leutschau nach Weimar, da muß er diesen Brief mitnehmen, auch das Drama *Lucretia* des Älteren — vielleicht kommt eine Antwort, vielleicht?! Goethe sah sich unseres Wissens zu einer Antwort nicht veranlaßt.

Leutschau in ober Ungarn d. 17ten 7br 1826.

Euer Excellenz!

Furcht, oder besser heil'ge Scheu gesagt; paart sich mit kindlichen Vertrauen bei dem schnellen Entschlusse in meinen Gemüthe (den mir vielleicht mein guter Genius eingegeben) mich den würdigsten, von der ganzen gebildeten Welt hochgefeierten Priester der Musen selbst in den Gefühle meiner Wenigkeit zu nahen. — Das Höchste, und Beste ist nach meiner innern Überzeugung auch das Mildeste, und Nachsichtsvollste; — und diese tröstende Voraussetzung nur allein konnte meinen liebenden Mutterherzen den Muth schenken den ich wahrlich brauche, um meine Zuflucht zu solch' einen erhabenen Gegenstand zu nehmen.

Entfernt von unserer stolzen Kaiserstadt, unweit vom Fuße der ewig mit Schnee bedekten Karpathen, in unserer heimatlichen Schweiz wird der Name v. Göthe mit wahrer Herzlichkeit eben so verherrlicht und verehrt, als da wo sich die sogenannte große Welt in bunten Kreisen herumtreibt: — Der Mann, zum höchsten Standpunkt durch seltenes Verdienst erhoben, muß ja nothwendig auch ein tiefer Menschenkenner sein; — und als solcher, da sein Herz mit seinen schönen Geiste gleichen Schritt hält das aus jeder Zeile von ihm liebevoll entgegen weht, die Fehler, und Irrthümer anderer höchstens mitleidsvoll belächeln, aber darum niemanden, am wenigsten eine Mutter verdammen, die den kühnen Gedanken auffaßte durch seinen gütigen Einfluß dem Sonnenlichte der Wahrheit näher zu kommen, und um liebreiche Belehrung zu bitten.

* Vgl. Januarheft 1943. S. 24.

Erlauben mir aber Eurer Exzellenz ! zuvor als Eingang meiner Bitte einige Worte über mich selbst zu sagen. Von meinen 16ten Jahre an hat das ernste Leben hart und ernst zu mir gesprochen. Meine drei Söhne sind die einzigen Blüthen einer höchst unglücklichen Ehe, welche die Convenienz geschlossen — später getrennt von meinen Manne ist die Erziehung meiner Kinder das Einzige was mir mein Dasein als Pflicht werth machte ; der ich willig jede Hoffnung, so wie jeden Wunsch zum Opfer brachte. — Der Allgütige hat mein Bestreben gesegnet, und in die andere Waagschaale die Achtung besserer Menschen und sein Gedeihen für 1000 Wiederwärtigkeiten als Ersatz erbarmungsvoll hineingelegt ; denn ich bin eine glückliche, sehr geliebte Mutter.

Obgleich in einen freien Lande geboren, mußten meine Söhne dennoch der schönen Aussicht entsagen ; sich und denen Wissenschaften allein zu leben, und die beiden ältern erwählten den Militärstand als den Einzigen, der leider ohne Unterschied der Religion dazu geeignet ist, ihnen bei standhafter Ausdauer ihr Fortkommen, ihrer Geburt gemäß als Protes'tanten, zu sichern.

Carl, mein ältester, nahm sich noch als Studierender zu Presburg in den unvergeßlichen Körner ein würdiges Vorbild für seine zukünftige Laufbahn ; seine Tendenz ist unaufhörlich darauf gerichtet, diesen so ähnlich als nur immer möglich zu werden ; seit 4 Jahren ist er auch wirklich beim 9ten Feldjäger Batt. Cadet, so wie sein jüngerer Bruder Eduard bei F. W. König von Preußen 10ten Husaren Rgmt. mit Leib und Seel Husar ist. — Beyde werden von ihren HE. Obersten und Vorgesetzten mit liebevoller Auszeichnung behandelt — ach ! es war eine schwere Aufgabe für mein Mutterherz beide in einer Minute sie ihrer Bestimmung biß Pesth entgegen zu führen.

Wie unendlich schwer aber selbst bei der größten Mühe die höhere Ausbildung des Geistes in meinen sonst so gesegneten Vaterlande sei, wird wohl jeder glauben der davon Kunde hat, daß der Obscurantismus der katholischen Geistlichkeit, mit ihrer ausgedehnten Macht verbunden, alles, alles aufbiethet, um uns jedes nur mögliche Hinderniß in den Weg zu legen ; daher uns ausser der Wiener theologischen Facultät keine andere offen bleibt, wo sich so wohl Zöglinge — so wie aus diesen wieder Erzieher bilden könnten. — Vernünftige Katholiken stimmen selbst auf den jetzigen Landtage, so wohl für die Erlaubniß fremde Universitäten zu besuchen, als auch protestantische Erzieher ins Haus zu nehmen, welches seit mehreren Jahren streng verbotnen, aber von mehreren Magnaten nicht gehalten wurde, weil sie es fühlen daß die Unsrigen mehr leisten. — Die Mehrzahl der Ungarischen Großen sind von dieser Erfahrung durchdrungen, es gab stürmische Scenen über diesen Punkt — die Geistlichkeit ist dagegen, der Primas als ein Übertreter mit, dessen Vater aber als ein schlichter Edelmann an seinen Hofe lebt, und dem er trotz seinen lutherischen Glauben, den er treu bewahrt, mit großer Achtung begetnet.

Nun wieder auf meinen Sohn als auf die Ursache meiner ergebensten Bitte zu kommen, so erfreute mich dieser mit einen 8 wöchentlichen Urlaub vorigen Winter aus Italien, er widmete seine freien Stunden in mütterlichen Hause dem Versuch von diesen kleinen beygefügtten dramatischen Werkchen, es ist sein Erstes, und er hinterließ es mir in denen letzten Augenblicken des bangen Scheidens als eine freundliche Erinnerung mit denen Worten zurück, seine freien Stunden denen Musen so wie hier, auch Überall zu weihen.

Weit entfernt in dieser mangelhaften Kleinigkeit, aus blinder mütterlichen Eitelkeit etwas Besonderes zu suchen, wünschte ich vielmehr als sorgende Mutter

zu erfahren, ob in ihm einiges Talent liege, welches in dieser Hinsicht einer Ausbildung werth wäre ; ich kamm daher auf die Idee, es immerhin zu wagen, ohne daß jedoch mein Sohn im geringsten davon ahndet, es im Auslande drucken zu lassen, um ihn entweder für die Zukunft aufzumuntern, so wie im Gegentheile, seine Zeit nützlicher für einen andern Zweck zu verwenden.

Eine kleine Handbibliothek ist meiner Umgebung Bedürfniß, vor einige Wochen erfüllte nach einem scharfen Gewitter das liebliche Bild von Herrmann und Dorothea meine Seele, ich schwelgte im seeligsten Genuße als ein Schul- und Jugendfreund meines Carls, ein vortrefflicher junger Mann, von mir in meinen Garthenhaus, wo ich den Sommer über wohne, Abschied nehmen kam. — Doctor Schrötter, so heißt er, sagte mir, daß ihn sein Reiseplan über Weimar hinaus führe, ein zufälliger Blick auf das Buch das ich noch in meiner Rechten hielt, erzeugte mit Blitzesschnelle die Hoffnung in mir, da er ohnehin die Lucretia auf gut Glück mitnehmen sollte, mir durch ihm von Euer Excellenz ! die große Gnade zuerbitten, dieses unvollkommene 7ten Monath Kind gleichsam aus der Taufe heben zu lassen, und meinen Sohn die gnädige Erlaubniß (im Fall es durch eine günstige Kritik der hohen Ehre werth wird) es Euer Excellenz ! zueignen zu dürfen.

Sollte jedoch diese Bitte zu gewagt sein — oder Euer Excellenz ! aus mir unbekanntem Gründen diese Gnade verweigern müssen, so ersuche ich Euer Excellenz ! auf das Ehrfurchtvollste, den Doctor Schrötter mit gutem Rath zu unterstützen, mir aber in einigen Zeilen, unter meiner Adresse, ohne Schonung für meine Mutterliebe, Euer Excellenz ! Urtheil auszusprechen.

Mein armes Vaterland das ich bey allen Mängeln sehr liebe, bedarf der Aufmunterung in der Geistesbildung fleißig fortzuschreiten, um das nachzuhohlen was andere Länder unter günstigeren Verhältnissen weit voraus haben ; schön der Name eines Ungars bedarf von dieser Seite genommen gütige Nachsicht — und so wohl in meiner Bitte, als auch in der Veranlassung dazu, lege ich meine Bekenntnisse, wahr, frei, als eine freie Ungarin den größten Manne unserer Zeit nieder : Möge sein liebevolles menschenfreundliches Gemüth, das bis in diese weite Entfernung gedrungen ist, mein Mutterherz erreichen, und sein liebend Vaterherz sie nicht unverstanden laßen, sondern gütig der Mutter verzeihen, wo das unerfahrene Weib vielleicht gefehlt haben konnte.

Noch muß ich einen Einwurf berühren, den mir Euer Excellenz ! leicht machen können, warum ich nicht Wien — oder Pesth das meinen Plane näher liegt dazu wähle ? allein auch hier muß ich wahr sein, und unverhohlen sagen, daß ich erstens in der ganzen Schöpfung keinen Menschen kenne, der gerechtern Tadel über diese Arbeit meines Sohnes, als Euer Excellenz ! aussprechen kann ; so wie wieder eine halb günstige Meinung von Euer Excellenz ! von unendlichen Nutzen sein würde, denn verschüchtert möchte ich ihn, diesen meinen sonst so theuern Sohn, nicht gerne wissen, wenn Hoffnung zu etwas Besseren in ihm liegt. — Diese Lucretia will er nur gleich Wallensteins Lager zum Vorspiel haben, Brutus Tod soll noch darauf folgen ; und eben darum wird es zweitens, bestimmt unter unserer Regierung nirgends die Censur bestehn, weil dieses Stük ein ungarischer, noch dazu protestantischer Edelmann, unter dem Landtage, geschrieben, der noch überdieß in Königlichen Diensten steht — und das Unglück hat, das berühmte Rakotzy- und Tökelysche erloschne Geschlecht, unter seinen Ahnen väterlicher-seits zu zählen : — Besonders jetzt da die Ungarn alles aufbiethen, mit Beschränkung der Geistlichkeit, so viel als es unserm Zeitalter angemäßen ist, ihre Freiheiten zu behaupten.

Die ungarische Nation ! ist ihren König gewiß wahr und treu ergeben, aber der gerechte Schmerz Ungarn, die schönste Perle in den Diadem des Kaisers von Östreich, nur als Stiefkind behandelt zu sehen, hat schon manche blutige Wunde dem Patrioten geschlagen obgleich sein Herz zu gleicher Zeit für Vaterland, und seinen rechtmäßigen König mit gleicher Wärme glüht, und gerne willig für Beider Wohl Gut, und Blut hingibt. — Hier ist die Ursache von der so langen Dauer des Reichstages, gebe die ewige Barmherzigkeit, daß dieser gordische Knotten zu gegenseitiger Zufriedenheit gelöst werde. — Dies das tägliche Gebet eines jeden guten Unterthans, der auch seinen Vaterlande wohl will. — Allein bis jetzt ist wenig Aussicht dazu. — Graf Csaky, ein Neffe des verstorbenen Finanz Minister Graf Zichy, Abgesandter unseres Comitats, und ein verjährter Freund meines Hauses, schrieb mir »sehr betrübt ist es für uns, daß wir noch längere Zeit hier bleiben müssen, ohne dem heil'gen Zweck etwas Gutes für unser Vaterland zu bewirken näher zu kommen. — Alles was wir thun können ist neue Beschwerden zu hindern — keine unserer Bitten wurde bis jetzt erhört. — Die Krönung der Königin wurde vollzogen, und es scheint — wir werden retour so wie wir hin-gegangen sind.«

Doch zu spät nehme ich wahr, wie sehr ich die Großmuth von Euer Excellenz ! durch Sachen die nicht hierher gehören ermüde. — Ach ! die Schwatzhaftigkeit der Weiber ist ein Erbfehler von Mutter Eva und jeder nimmt leider mit dem Alter zu : — Daher lassen Euer Excellenz ! edelmüthig Gnade für Recht ergehen, derjenigen die sich mit tiefen Respect die Ehre zu unterzeichnen hat

Euer Excellenz

ganz gehorsamste Dienerin
Susi v. Petroczy geborne v. Doleviczeny.

IV. EDUARD VON LAKFALVY AN SCHILLER

Wie der Sohn der Susi von Petroczy, so ist auch dieser Briefschreiber mit Leib und Seele ungarischer Soldat und zutiefst mit Schillers Dichtung verbunden, nur gehört er einer früheren Generation an, sein Brief trägt älteres Datum. Auch in seinen Zeilen — Sturm und Drang — schwingt die ganze Problematik des Begegnen und Erkennen, die Sehnsucht erkannt zu werden und Dankbarkeit zu bezeugen, der Wunsch zu nehmen und zu geben — wie Schillers Jugenddichtung gewirkt hat, das läßt sich an dem Bekenntnis dieses ungarischen Enthusiasten ermessen. Bemerkenswert ist, daß der Brief das Datum 1793 trägt : die schicksalhafte Begegnung von Goethe und Schiller, die großen klassischen Dichtungen Schillers, alles war damals noch zukünftig, gegenwärtig bloß die plutarchischen Jugenddichtungen. Die Liebe macht hellsehtig. Der ungarische Draufgänger hat mit intuitiver Vorahnung seinen Dichter richtig erkannt, vielleicht besser und tiefer aus der Ferne enträtselt, als manche in Schillers nächster Umgebung. Er sagte sich : dieser große Dramatiker findet die würdigen Träger seiner Ideale überall in der großen Welt, in Italien und in den Niederlanden, in Spanien, Frankreich, England, in der Schweiz und in Rußland — warum findet er sie nicht in der ungarischen Geschichte ? Eine Begegnung von Schiller

und der ungarischen Geschichte — welche blendenden Aussichten, welche Früchte würden aus dieser Begegnung für Ungarn, für Schiller, für die Menschheit erwachsen? Lakfalvy sieht den Zug der ungarischen Helden, die in Schillers Geist eingehen sollten und schreibt folgenden Brief:

Wohlgeborner Herr Hofrath!

Es ist eben so ungewöhnlich nicht, von einem fremden, unbekanntem Freunde einen Brief zu erhalten; aber eben in meinem Vaterlande sich einen Verehrer verschafft zu haben, der von der wärmsten, herzlichsten Liebe gedrungen, in einer süß-schwärmerischen Stunde die Feder ergreift, um an den geliebten — Unbekannten zu schreiben, das könnte mehr ungewöhnlich sein. In meinem Vaterlande, sage ich, denn ich bin ein Ungar, aus einem Lande, wo noch vor fünfzig Jahren die ganze Kenntniß fremder Gelehrten sich kaum weiter als auf eine höchst magere, von unseren auf deutsche Universitäten geschickten Theologen hin und wieder zusammengeraffte Namen alter Foliantisso-Theologen erstreckte. Doch diese Zeiten sind nicht mehr; Deutschlands große Männer sind uns jetzt ebenso wenig fremd, als unsere vaterländischen Schriftsteller. Und eben weil ich Sie kannte, weil ich ein Ungar bin, frei wie die Nation, warm wie mein Klima, unterstand ich mich, an Sie zu schreiben. Schelten Sie mich nicht unhöflich, daß ich meinem Herzen gefolgt bin, Ihnen zu danken, Sie zu versichern, daß ich Sie liebe als meinen Bruder, daß ich Sie verehere als meinen Genius.

Ich werde Sie vielleicht nie sehen, werde Sie nie kennen, Sie mich nie kennen, und doch ist dieser mein Wunsch heiß wie mein Gebet: ich möchte Sie so gern nur ein kleines, kleines Stündchen sprechen, fassen ins Auge den großen Verewiger Fieskos, umarmen den Mann, der mit ungekünstelter, warmer Empfindung malte den staunenswürdigen Räuber, küssen den edlen Mann, der mein menschliches Ideal bleiben soll, so lange ich lebe. Aber ich trauere mit Klopstock: Herzen finden sich nicht, die für einander doch und zur Liebe geschaffen sind, sie trennt die Nacht fernerer Himmel. Es ist nicht Hochmuth, der mich sagen läßt: unsere Herzen sind für einander geschaffen; nein! es ist der Gedanke, an dem ich mich weide, den ich tausendmal denke, bei dem ich tausendmal schlummernd schwärme, um ihn wieder tausendmal lebhaft denken zu können. Und wäre ich unter dem Himmel geboren, wo Sie aufwuchsen, ich möchte streben nach Ihrer Freundschaft, geizen mit Ihrer Liebe, wenn ich sie erhielte — und erhalten müßte ich sie, oder die Einstimmung der Grundsätze, das geheime Sehnen, der allmächtige Zug der Seele nach dem lieben Gegenstande ist zu ohnmächtig, eine Freundschaft zu stiften.

Ich habe Ihre Schriften gelesen, zwar nicht alle, doch Eine war schon genug, um mich Ihnen ewig zu verbinden. Doch ich will sie, die enthusiastischen Stunden, die sie über mich ausgossen, nicht wiederholen; es könnte dem biederem Verfasser Manches Schmeichelei scheinen, was der liebende Jüngling warm niederschrieb, und schmeicheln möchte ich einem Manne wie Ihnen nicht. Wie oft stieg mir der Wunsch bei Ihrem Fiesco auf, möchte doch Schiller einen Rákóczi, Nádasdi, Banko verewigen, möchte er doch, der allein fähig und — werth ist, diese Männer ins Leben zu rufen, verkünden weit die Edlen, deren Ruhm, wären sie von Römerinnen geboren, allumfassender würde, als der Ruhm eines Scipio oder Cäsar. Dann beneidete ich Aeneas seinen Virgil nicht, nicht dem Achill seinen Homer, denn Schiller's Geist ruhte über Ungarns Helden, der Geist, der Thäler zu Bergen umschafft, der uns mächtig anspornt, zu thun, was

wir ewig unterlassen hätten. Denn wer vermochte mich zu überreden, den Plutarch lateinisch zu lesen (griechisch kann ich nicht), hätte Moor nicht gesagt: Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säculum, wenn ich meinen Plutarch lese von großen Menschen.

Mein Brief wird lang, und doch möchte ich ihn noch verlängern, ob ich auch die vorteilhafte Regel weiß: Mach' deine ersten Besuche kurz. Es ist wirklich eine eigene Sache, wenn man Männern schreibt, wo sich das Herz so gern ergießen möchte, und wo man mit jedem Schritte befürchtet, den Anstand noch mehr zu beleidigen, den man ohnehin schon überschritt. Meine Neugierde möchte es so gern, zu fragen, welche waren ihre großen Muster in der Dramaturgie, war es die Natur allein oder auch die Engelländer und ein Lessing? Haben Sie noch mehr so dreiste, unbekannte Freunde? — Könnten Sie wohl auch mich lieben? Werden Sie wohl nach Lesung dieses Briefes an mich — denken? — — Ich blicke nach Ihrem Porträt; mein Herz fragt: ist er wirklich so? Er war ja krank, wo — wie hat er sich geändert? — Doch ich werde plapperhaft, wie ein Weib.

Leben Sie wohl! — Ich schließe — und wie ich eben gewahr werde — einen sehr unzusammenhängenden Brief. Doch Sie werden vergeben. Das ist ja der natürlichste Fehler, wenn das Herz die Feder führt. Leben Sie wohl, geliebter großer Mann! Und habe ich mich übereilt, so vergeben Sie meinem Herzen. — Daß ich kein Deutscher bin, das zeigt meine unzierliche Schreibart; daß ich noch sehr jung bin, das werden Sie vielleicht noch erfahren; daß ich Sie über Alles schätze, davon überzeuge Sie mein Brief. Wollten Sie mich wohl einer Antwort werth achten (das Einzige, um was ich Sie — neben Ihrer Liebe bitte), so findet mich Ihr Brief nach innerhalb sechs Wochen in Oedenburg, dann haben wir Ordre, aufzubrechen — wohin? das weiß Gott! Vielleicht wider die Gallier, was ich als Soldat wünschen muß und was ich als Ihr Verehrer sehnlich wünsche, um die Hoffnung haben zu können, bei unserem Zuge durch Deutschland den Mann zu finden, den ich so gern mündlich überzeugen möchte, daß ich ewig bin Euer Wohlgeboren Verehrer.

Oedenburg, 11. Mai 1793.

Eduard von Lakfalvy.

SCHILLERS „DON CARLOS“ IM UNGARISCHEN NATIONALTHEATER

VON HANS MEISSNER

Im Mai 1941 hat das Ungarische Nationaltheater unter der Führung seines verdienten, hervorragenden Leiters Dr. Anton *Németh* die erste Aufführung des »Ur-Faust« von *Goethe* in ungarischer Sprache im Schauspielhaus zu Frankfurt, der Geburtsstadt des deutschen Genius dargeboten. Die Vorstellung fand am Ort der Uraufführung des Werkes statt. Die darauffolgende Darbietung von »Csongor und Tünde« von *Vörösmarty* vermittelte einen überwältigenden Eindruck der ungarischen Bühnendichtung. Dieses geschichtliche Ereignis ist einer der bemerkenswerten Haltepunkte im Austausch wesentlicher künstlerischer Arbeit des ungarischen und des deutschen Theaters. Dr. Anton *Németh* hat das Verdienst, in Deutschland die »Tragödie des Menschen« in der gesetzmäßigen ungarischen Deutung bekannt gemacht zu haben. Seine bemerkenswerte und tiefwirkende Bühnengestaltung in Frankfurt ist ebenso unvergessen wie die besondere Sicht, mit der er ein heiteres Werk der Opernbühne, »Die lustige Witwe« in der Frankfurter Oper neugestaltet hat. Die von ihm für den Monat März 1943 beabsichtigte Bühnengestaltung des »Oberon« und des ungarischen Lustspiels »Liliomfi« von *Szigligeti* werden mit besonderer Spannung erwartet. Der Verfasser der nachstehenden Betrachtung hat die Ehre gehabt im Zuge solcher Zusammenarbeit auf der Margaretens-Insel *Schillers* »Tell«, im Ungarischen Nationaltheater die »Wallenstein-Trilogie« zur Aufführung zu bringen und genoß die Gastfreundschaft des Nationaltheaters und die rühmenswürdige Mitarbeit seiner ausgezeichneten Künstler bei der Inszenierung des Schiller'schen »Don Carlos«.

Anläßlich dieser Arbeit sind die nachstehenden Überlegungen entstanden, die das fruchtbare Spannungsverhältnis der ungarischen und deutschen Aufführungen im Nationaltheater zu Budapest und in den Frankfurter Bühnen zu festigen versuchen.

1.

16. Jahrhundert. Das Antlitz des gemeinsamen Gottes, fast ein Jahrtausend von Rom dem Abendland dargestellt, verhüllt sich und neue Offenbarung ist verkündigt. In den Reichen und Völkern Europas gärt die Reformation. *Luthers* Aufstand wirkt auf die Christenheit wie die Fällung der Donareiche durch *Bonifatius* auf die Germanen. Wenn die allein seligmachende Kirche ungestraft angegriffen werden konnte, mußte für alle Empörer und Zweifler der katholische Mensch von seinem Gott verlassen sein. So wehrhaft die »ecclesia militans« auch immer auf den Plan tritt, ihre Anfechtbarkeit bestärkt zunächst den Aufruhr. Der Protestant macht sich von den alten Bindungen frei und ist nicht mehr

in den einigen Glauben der Gesamtheit gebettet. So wird er auf sich selbst gestellt, sein Tun und Lassen nach der evangelischen Lehre unmittelbar auf den Schöpfer bezogen. Im Dienste einer gewandelten Gottesverkündigung macht er sich — wie zu allen Zeiten großer Umwälzungen — zugleich auf die Suche nach einer gerechten Ordnung auf dieser Erde. War bisher das Leben des Menschen nur auf das Jenseits, so wurde es nunmehr auch auf die Macht des persönlichen Gewissens, auf sich selbst und die irdischen Dinge bezogen und damit der Grundstein gelegt zu einer Vorstellung der persönlichen Bedeutung, die den Menschen immer mehr aus seiner religiösen Verflechtung löst. Über Jahrhunderte hinweg wandert er den opfervollen, blutigen Weg nach der Freiheit des Gedankens, um im Höhepunkt dieses gefährlichen Versuchs zum Sprengkörper jeder Gemeinschaft zu werden.

Mit der religiösen Verwandlung begegnet sich zwangsläufig die gesellschaftliche. Konnten in der Blütezeit der Kirche Kriege die Besitzverhältnisse der Staaten verändern, die gesellschaftliche Gliederung blieb gottgegeben gleich. Jetzt aber steht über der menschlichen Gesellschaft in Europa kein einiges Bild Gottes, keine einigende Kirche mehr. Es wird von Jahrhundert zu Jahrhundert jedermann mehr überlassen, sich sein Gottesbild und sein persönliches Leben zu formen. Andere gemeinschaftsbildende Kräfte scheinen die Bindung an die Kirche zu lösen. Esoterische Gruppen versuchen zwar in heißem Bemühen der Gesamtheit den Weg zur Gottheit zu bewahren. Der Mensch beschwört seinen Gott in der Kunst, in der Wissenschaft (solange das Vermögen der Völker noch hinreicht, ohne äußerste Not in gewisser Wohlfahrt zu leben), um dann seine Wohlfahrt allein zu suchen und im tiefsten Niedergang ehrfurchtslos vor jeder Kraft über sich dahin zu vegetieren. Das politische Antlitz Europas erfährt grundlegende Veränderung. Schon beginnt die gewaltige Macht der Habsburger zu zerfallen. Die Axt ist an die Wurzel des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation gelegt. Die Völker erwachen. Durch den Kampf um den Glauben werden sich die Niederländer ihrer nationalen Einheit bewußt. Der europäische Religionskrieg hat seinen Anfang genommen. Er wird jahrhundertlang das Abendland nicht zur Ruhe kommen lassen. Eine Vereinigung der Völker ist auf die Dauer nur möglich durch die Einheit des Gedankens. Dieser aber kann und darf keinen Widerspruch dulden und schafft damit selbst die Voraussetzung zur tragischen Empörung. Gleichermäßen ist jedes einzelne Volk nur dann stark und mächtig, wenn seine Glieder sich gleicher Sinngebung beugen. Um nach außen freizubleiben, muß es nach innen notfalls mit Gewalt die Einheit der Überzeugung sichern. Dergestalt wird die persönliche Freiheit und Glückseligkeit im Verhältnis abnehmen müssen, wie die Kraft der Gesamtheit wächst. Jenes Volk und jener Staat darf als die gewaltigste Gemeinschaft angesehen werden, in dem die Freiheit des Einzelnen völlig für das Wohl der Gesamtheit aufgeht. Die Freiheit des Einzelnen ist mancherlei Spannungen unterworfen. War sie im Mittelalter entscheidend an die persönlich kirchliche Beziehung gebunden, so gewinnt nunmehr das persönlich nationale, das persönlich staatliche und das persönlich völkische Verhältnis wachsende Bedeutung. Wenn aber diese Bindung in die natürlichen Lebensgesetze des Einzelnen bezw. der Völker zu

grausam eingreift, dann lodert die Fackel der Empörung auf und verbrennt eine Ordnung, welche die Menschenwürde auf dieser Erde beleidigt. Noch immer aber ist auf die Dauer die bestehende Gewalt dem neugeborenen lebensträchtigen Gedanken unterlegen, wenn auch der Weg zum Sieg einer neuen Ordnung mit Blut und Leid gedüngt ist. Umgekehrt wird im gleichen Maße, in dem die persönliche Glückseligkeit wächst, die Stärke der Gesamtheit geschwächt werden müssen. Nicht etwa nur der Nutzen, sondern auch die aus der Gedankenfreiheit geborenen Handlungen des Einzelnen können und werden oft der Gesamtheit Abtrag tun, so daß jenes Volk — tragische Umkehr — am ohnmächtigsten und am ehesten zum Untergang verurteilt ist, in dem die persönliche Freiheit und Glückseligkeit am höchsten Zerfall steht. Der Zerfall einer solchen durch die Freiheit des Einzelnen sich auflösenden Gemeinschaft kann den Aufstand ihrer leidenden Schicht herausfordern und damit die tragische Verwandlung in ihr Gegenteil erwirken. Jedes Reich, das Empörung gegen die sinngebende Kraft über sich — also Gedankenfreiheit — zuläßt, ist der duldende und leidende Zeuge der Gestaltung einer neuen, notwendigerweise nicht duldenden Ordnung. Es ist sowohl als geistige wie tatsächliche Gewalt zum Untergang verurteilt, mag auch der Krankheitsverlauf Jahrhunderte dauern. Die Ausübung des gemeinsamen Glaubens ist demgemäß abhängig von der Freiheit eines Volkes, diese von seiner weltlichen Macht. Die Macht wiederum vermag nur auf die Dauer zu bestehen, wenn sie über sich einen höheren Sinn verehrt. Der Staat mit einheitlich religiöser Grundlage kann seinen Bürgern nur Freiheit in weltlichen Dingen schenken, in der Bindung an das über Staat und seinen Gliedern stehende Bekenntnis bleiben sie einig. Der Staat mit festen politischen Formen kann hingegen religiöse Freiheit zulassen. (*Friedrich der Große*: »Die Religionen müssen alle toleriert werden. Hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden.«) Nie darf ein Staat ohne einheitliche religiöse Grundlage seinen Untertanen politische, ein solcher auf religiöser Grundlage religiöse Freiheit zugestehen. Ja, schließlich muß der Staat wie jede Gemeinschaft, die ihren Gliedern gegenüber Duldung im politischen oder religiösen Bekenntnis übt, auf die Dauer an der daraus geborenen inneren Spaltung scheitern. Aus diesem Grunde kann es und wird es nie einen Staat geben, der uneingeschränkte Freiheit in irgendeiner Beziehung gewähren kann: Der reine Gedanke scheitert an der Wirklichkeit, die im Gegensatz zum Drama den Zusammenstoß der Kräfte vermeiden muß. Im Reiche des Geistes müssen die unerbittlichen Gesetze des Schicksals walten. Die schwächere Wirklichkeit aber kann allein durch Zugeständnisse das Leben und damit die Gottheit ertragen.

Im Gärungsprozeß des menschlichen Geistes, im Verfall der alten, im Frühling einer neuen Ordnung, unternimmt es *Philipp* von Spanien, seinem Reich das gewohnte Maß, Zucht und Bindung zu erhalten. Wie mit einer chinesischen Mauer umgibt er sein Land mit der Inquisition, ihre Scheiterhaufen sollen in seinen Besitzstaaten den Weg zu Gott erleuchten. Seine gesamte Macht setzt er ein und verspielt wesentliche Teile davon (Armada, Heere und Goldschätze), um für den Sinn seines Gottesstaates zu zeugen, um seine Untertanen in der Gemeinschaft gleichen Glaubens zu halten und sie selig werden zu lassen, jeden Einzelnen unter

ihnen als Teil und Wesen der Gottesverkündigung schlechthin. Wenn aber in den Herzen der Menschen eine neue Schau Gottes aufgekeimt ist, dann vermag keine Gewalt diese Offenbarung zu vernichten und jeder Zwang, jede irdische Macht kann zwar die Entwicklung aufhalten, jedoch nie aufheben. Die Menschen machen sich stets aufs Neue auf den Leidensweg der Gottesfindung. Die gemeinsame Freiheit vom alten Glauben, die gemeinsame Bindung an eine neue geistige Ordnung macht ein Volk auch politisch frei oder läßt es — ein heroisches Beispiel — untergehen. So verursacht die Entscheidung des Glaubens auch die nationale Entscheidung — Spanien verliert die Niederlande: der Untergang des Heiligen Römischen Reiches der habsburgischen Hausmacht ist nur noch eine Frage der Zeit, mag die Spanne auch Jahrhunderte umfassen.

2.

Die Gemeinschaft zerfällt, wenn Gedanke und Gesetz sich nicht entsprechen, wenn das Leben seinen Sinn verloren hat. In Zeiten solch unseliger Spannung haben die Glieder des Volkes keine gemeinsame Beziehung weder zu Gott, noch zu Volk und Staat. Sie spalten sich und verehren verschiedene Sinnbilder. Gesetz und Glaube, Staat, Gesellschaft und Kirche stehen einander gegenüber. Die soziale Bindung lockert sich, Zucht und Ordnung sind aufgehoben. Gewissensfreiheit, politische Freiheit stehen auf dem Banner solcher Umbruchzeiten. Nicht zuletzt aber macht sich die Selbstsucht, das Untermenschliche die Umwälzung zu nutze und fordert im Namen der Freiheit brutal sein »Recht«. Es verlangt uneingeschränkte persönliche Freiheit, die Erfüllung der Lebenstrieb, ein Vorrecht, das, nur der Begierde, keinem Gedanken untergeordnet, jede Gemeinschaft ausschließt und den Menschen in die Dumpfheit und Niedrigkeit des Tierischen zurückstößt. Wer aber der Selbstsucht und Willkür hörig, ist unnütz, Feind jeder Ordnung, der bestehenden wie der kommenden und aus jeder Gemeinschaft ausgestoßen, dem Dieb und Mörder vergleichbar, vogelfrei.

Alle Erscheinungen des Lebens sind dem Menschen überantwortet: in der Betrachtung ein Herrscher der Erkenntnis, begabt mit Willen und Kraft zum eigenen Handeln ein Herrscher der Tat. Der Pflicht und dem Recht zum eigenen Wirken vermag er nur zu genügen, wenn der innere Auftrag mit dem bestehenden Gesetz oder aber mit der inneren Sehnsucht so vieler Herzen übereinstimmt, daß eine neue Gemeinschaft und damit ein anderes Gesetz sich dem bestehenden entgegenstellt. Dann erst ist die Empörung des Einzelnen gegen Gesetz und Ordnung, gegen die herrschende geistige oder weltliche Macht gerechtfertigt, wenn sein Wunschbild von toten Bindungen erlöst, wenn er Seher, Verkünder oder Kämpfer einer neuen Schau Gottes — dann aber auch meist ihr Opfer — ist. Er bindet das Streben der Vielen zu neuer Einheit, er schafft ihrer Sehnsucht eine bewußte Gestalt und befähigt sie, dadurch ihren Glauben in die Wirklichkeit umzusetzen, sich neue Gesetze zu geben, staatliche Form und Macht zu gewinnen. Je größer der einende Gedanke ist, je mehr Menschen und Völker er bewegt, umso umfassender ist der Sinn des einzelnen Lebens, umso freier vermag der Mensch dafür in der Gemeinschaft zu wirken. Diese wiederum gewinnt Recht und Pflicht, nicht nur für sich, sondern

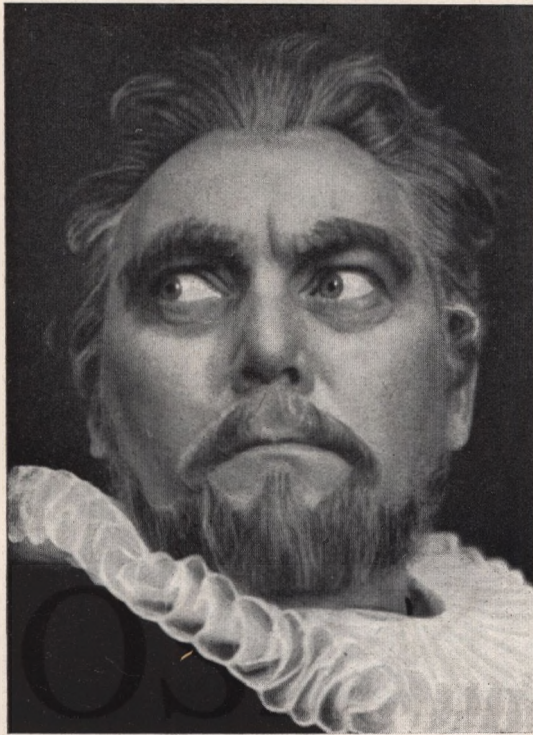
für andere zu handeln in gleichem Maß, wie ihr Sinn mit dem anderer Gemeinschaften übereinstimmt, bezw. wie sie diese mit ihrem Geist zu erfüllen vermag. Die katholischen Niederlande konnten dem katholischen Spanien folgen, die protestantischen Provinzen aber mußten, ein anderes Wesen, ihr Gesetz dem nunmehr fremd gewordenen Herrschaftsstaat entgegenhalten, denn das katholische Bekenntnis war ihr geistiger, der spanische Staat aber durch sein Eintreten dafür ihr weltlicher Feind geworden.

Die Brandfackeln der Inquisition lodern zum Himmel. Aus ihren Scheiterhaufen bricht wie Naturgewalt der Notschrei des von allen irdischen Mächten verlassenen Menschenherzens in das Gewissen der Welt. Die Köpfe Egmonts und Horns fallen in Flandern unter dem Beil des Henkers, die Bluturteile Albas verstümmeln den Körper der Niederlande, unheilvolle Vorzeichen kündigen den Leidensweg der Völker Europas an. Zwar gelingt es der unbarmherzigen spanischen Macht nicht, die Entwicklung in Mittel- und Südeuropa aufzuhalten. Der gemeinsame Glaube und damit die innere Einheit Spaniens bewahrt sich indessen gleichfalls gegen den Überschwang des jugendlichen Freiheitsdrangs, gegen die männliche Empörung für Gedankenfreiheit des Einzelnen und ganzer Völker, ja gegen den Lebenswillen dieser Völker und Staaten. Über den blutenden Leibern der Inquisition thront einsam wie die Gottheit und unbarmherzig wie die Naturgewalt der Priester einer Gemeinschaft, die für Erhaltung ihrer Ordnung, ihres Maßes und ihrer Zucht kein Opfer zu hoch hält, deren Eingang in die Seligkeit eher über die Verwesung als die Freiheit, die Lockerung der bestehenden Bindung an Gott und Gesetz führt. Der ewig blutige Krieg zwischen Gedanke und Macht, der in unaufhörlichem Kampf um ein ständig sich wandelndes Bild der Freiheit, des Glaubens und schließlich des Rechts der Völker Jahrhunderte die Erde des Westens erzittern läßt, ist Gegenstand des Dramas, dargestellt nicht nur in der Begegnung der geistigen und irdischen Stärke der Völker, in der sich das Schicksal des Einzelnen handelnd oder duldend erfüllt, sondern im vielfältigen und gefährdeten Verhältnis des Menschen zu den inneren und äußeren Lebensmächten.

3.

Carlos hat in jugendlichem Überschwang sein Leben der Befreiung der unterdrückten Völker geweiht. Die reine Empfindung der Jugend hat ihn zu solchem Ideal entflammt, das — in jeder Jugend in anderem Sinne erneuert, verpflichtendes Versprechen für die eigene Mannwerdung — uneingeschränkte Erfüllung fordert und sich sehr dazu berechtigt hält. Der König weigert ihm den Anspruch seiner natürlichen Berufung und läßt ihn nicht an den Regierungsgeschäften teilnehmen. Die unbillige Zurücksetzung als Prinz der Krone wendet sein Herz ganz der ihm vom König zgedachten Gemahlin zu, Elisabeth von Valois. Die Politik des Vaters macht auch diese Hoffnung zunichte. Der Herrscher Spaniens ehelicht die Braut des Sohnes. Damit aber hat Philipp auch die Bande des Blutes gelöst und ist mitschuldig an der Verstrickung des Infanten geworden. Die Vereinigung mit der Geliebten kann den Jüngling zum Mann reifen oder aber Entsagung und Selbstüberwindung ihm die Kraft

»DON CARLOS« IM UNGARISCHEN NATIONALTHEATER



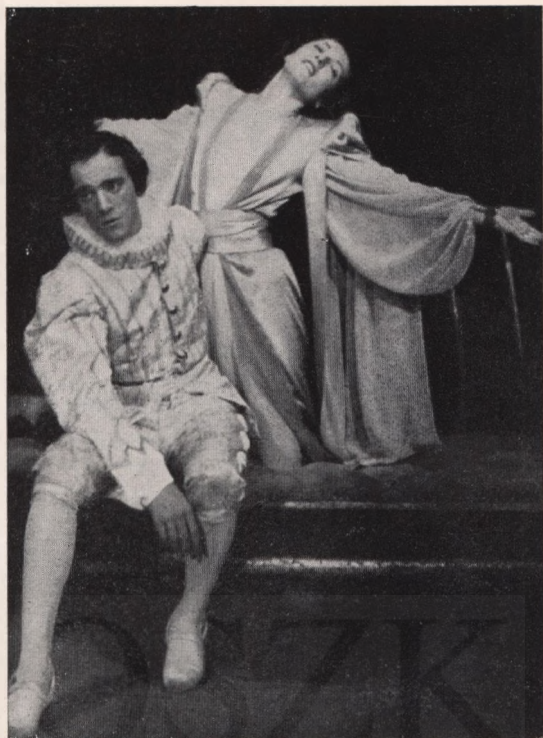
Fr. Kiss (Philipp II.)



L. Ungváry (Posa) und A. Szabó (Carlos)

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



A. Szabó (Carlos) und M. Lukács (Eboli)



Fr. Kiss (Philipp II.) und É. Szörényi (Elisabeth)

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

zum höheren Wirken verleihen. Wenn indessen dem Tatendrang ebenso wie dem überschäumenden Herzen jede Erfüllung verwehrt wird, dann muß das beleidigte Gefühl wie eine Brandsäule zum Himmel aufsteigen und seine heiligen Rechte herunterholen. Es kann selbst vor der Schuld gegenüber Welt, Ordnung, sogar seiner eigenen Sendung nicht zurückschrecken. Die ihm widerfahrene Kränkung berechtigt es zum Aufstand und, wenn auch unterliegend vor dem Schicksal, erhält es, unschuldig und rein vor der Gottheit, in uns die ewige Hoffnung und den Glauben an die Unbedingtheit der inneren Geschichte. Um seinem eigenen Dasein Sinn und Gesetz zu geben, bleibt Carlos die Wahl zwischen der Erfüllung des persönlichen Glücksbedürfnisses oder der Forderung seines Amtes. In beiden Fällen muß er sich gegen den König empören. Der Prinz folgt der Sehnsucht seines Herzens und weicht sich der Liebe zur Gattin des Königs, seiner früheren Verlobten. Mit dieser Entscheidung offenbart Carlos bei aller Größe der Empfindung die fehlende Erkenntnis seiner Berufung. Der künftige Herrscher darf seinem persönlichen Schicksal nicht anhängen, er ist gebunden und frei zugleich. Dem inneren Auftrag verpflichtet, ist er mit der Freiheit begnadet, das durch ihn verkörperte Gesetz allen Untertanen vorzustellen. Keinem einzelnen Menschen zugehörig, darf er auf kein Menschenherz angewiesen sein, die Gefühle eines ganzen Volkes aber werden ihm zuschlagen und er sieht sich in ihnen tausendfältig belohnt. Der leidende Carlos findet wegen seines unglücklichen Liebesschicksals als Mensch gewiß unser Mitgefühl, dem Königssohn bleibt unsere Teilnahme versagt, er ist zum Dienste an seinen Völkern, zur Freiheit des Herrschens nicht reif. Vor der Wahl zwischen Berufung und Liebe entscheidet er sich für die Geliebte. Er zieht das Glück der verpflichtenden Größe des geistigen Auftrages vor. Kreislauf des unentrinnbaren Schicksals: die unbeirrbar gewalt des jugendlichen Gefühls, die fehlende Kraft zu männlicher Entsagung bestätigt die Entscheidung des Königs gegen den Infanten und legt diesem sein Teil der Schuld auf. Erst die Rückkehr Posas zum spanischen Hof vermag den Sinn des jugendlichen Fürsten zu erschüttern. Der Aufruf der gemeinsamen Ideale löst Carlos scheinbar aus den Verstrickungen des überschwänglichen Gefühls. Jetzt will er seine Empfindungen für den höheren Gedanken opfern, er verlangt Audienz bei seinem Vater und fordert die Regentschaft der Niederlande. Philipp weist ihn zurück und stürzt ihn damit in die Verzweiflung der Tatenlosigkeit. Er muß durch die Entscheidung des Vaters ohne jede Aussicht auf eine eigene Lebensaufgabe nunmehr beim ersten Anschein erwideter Liebe in seine Leidenschaft für die Königin zurückfallen. Er wird auf neue in Schuld verstrickt, verspielt seine Berufung endgültig und damit das Recht auf Herrschaft, die ihm eingeborene Freiheit, dem Maß seines Vaters das eigene entgegenzuhalten. Der Infant hat seinen Idealen nicht die Treue gehalten, er hat nicht Kraft besessen, auf ihre Verwirklichung zu warten und — Voraussetzung jedes Herrschaftsanspruchs — in der Selbstüberwindung dafür zu reifen. Als er schließlich nach dem Opfertode des Freundes sich zur persönlichen Entsagung durchgerungen hat, ist es zu spät. Er fällt, das notwendige Opfer des Schwankens zwischen jugendlichem Überschwang und männlicher Begrenzung, Willkür und Gesetz, Maßlosigkeit und Einordnung, zwischen Begierde und Berufung, Tat und Gedanke.

4.

Posa hat dem spanischen König, der lieber Menschheit und Welt untergehen lassen als am Verfall der katholischen Ordnung schuldig werden will, das Gesetz der Zeitwende entgegengehalten. Er stellt der Menschenfackel der Inquisition die freiwillig zum Altar des Herrn wandelnden Protestanten gegenüber: er verkündet eine andere Offenbarung Gottes, eine neue Ordnung, die Freiheit der Völker. Gleichgültig ob Katholik oder Protestant, Posa ist der Sprecher des Aufruhrs, der Empörer für eine andere als die bestehende Gemeinschaft, der Seher und Held, der Philipps Welt zerstört, da er sich mit der Bindung des Untertans an sein Volk begnügt und jene an Gott dem einzelnen Gewissen überläßt. In Posa erhebt sich die jugendliche Forderung der unbedingten Erfüllung des Gedankens. Wie Carlos den Anspruch stellt, daß Gefühl und Weltordnung übereinstimmen müssen, so steht Posa für die Gleichheit von Gedanke und Wirklichkeit auf und will seine Ideale in jugendlicher Begeisterung von Welt und Gottheit ertrotzen. In doppeltem Sinne schuldig muß auch er untergehen. Wer das Herrschaftsgesetz des Geistes verkündet, darf um keinen Preis und für kein Ziel — sei es auch für die kleinste Zeitspanne — dem Gebot untreu werden. Der Marquis täuscht den von der Glut seines Geistes ergriffenen König. Er läßt gleichzeitig den Freund über seine Haltung im Zweifel. Der Gedanke, einmal ausgesprochen, duldet aber keine Unklarheit; alles muß in seinem Sinne wahr sein. Wer sich gegen die Wahrheit vergeht, wird schuldig und zur Rechenschaft gezogen, wie denn das Doppelspiel Posas gegenüber König und Carlos ihm den Untergang bringen muß. Aber mehr noch: wer eine neue Ordnung gründen will, muß jeden annehmen, der in ihrem Sinn aufrichtig zu ihm stößt, wer die Einrichtungen des Staates verwandeln will, bedarf der Machtmittel. In der Stunde der Gnade überantwortet sich Philipp und mit ihm die untergehende Welt, nur gehalten von der Gewalt der Waffen. Posa verwirft den König um der Freundschaft willen, der höchsten Gefühle zwischen Mann und Mann und erhebt sich damit — in der tragischen Verstrickung von Gefühl und Pflicht erster Zeuge gegen seine Freiheit — über die von ihm gepriesene Ordnung. Jener Posa, der um des Freundes willen Philipp betrügt, ist schuldig wie Carlos, er hat die freiwillige Bindung an eine neue Menschenordnung, das wiedergeborene Gesetz gegen das große, reine, edle, aber von der Pflicht wegführende Gefühl aufgegeben, ebenfalls der Willkür und nicht dem Gebot gedient, und dabei, wie meist die Idealisten, schlechte Kenntnis des Menschen bewiesen: der wankelmütige Carlos konnte nicht der Schöpfer »eines neuen goldenen Alters« in Spanien werden. So fällt Posa und mit ihm der Gedanke selbst. Der Marquis verkündet ein neues Antlitz des Schöpfers. Seinen Gesichten Gesetz und weltliche Ordnung zu schaffen, ist nicht Aufgabe der Propheten, sondern allein der von seinem Aufruf ergriffenen weltlichen Macht. Posa, der über die Verwirklichung seiner Gedanken selbst bestimmen will, ist zum Untergang verurteilt wie jeder Seher, der sich die Tat anmaßt, die allein der weltlichen Macht überantwortet ist und auch da der Helden genug fordert (Cäsar, Napoleon). Er will den Gedanken predigen und Gewalt ausüben, obwohl er sie nicht besitzt und

zeugt für diesen seinen Anspruch selbst gegen die Gedankenfreiheit, für die Verbindung von Gedanke und Wirklichkeit, von Kirche und Staat, gegen die seine Rede wirkt. So wird er zum Blutzengen der höheren Ordnung, der unlöslichen Verbindung von Glaube und Tat, Sinn und Wirklichkeit.

5.

Die weltliche Macht im Gottesstaat findet ihre menschliche Verkörperung in der Person des Herrschers. Der Bewahrer des seine Untertanen (das eigene und andere Völker) einigenden Gedankens muß der persönlichen Beglückung und Begierde entsagen. Menschen dürfen für ihn nur die Helfer seiner Sendung und die Bürgen der durch ihn dargestellten geistlichen und weltlichen Gewalt sein. Die menschliche Bindung der Liebe und Freundschaft ist ihm verwehrt, sie führt zur Schwäche und gilt als Verrat gegen die höhere Pflicht (»Menschen sind für sie nur Zahlen, weiter nichts«). Wer allen dienen will, kann sich nicht dem Einzelnen verschreiben, wer das Ganze liebt, kann nicht Einem zugehören. Noch weniger ist indessen dem Fürsten erlaubt, vom Wege des durch ihn dargestellten Gesetzes, ihm auferlegt und von ihm beschworen, abzuweichen und ein anderes auch nur anzuerkennen. Die Majestät, die ihre Macht der Änderung der bestehenden Ordnung leiht, verschreibt sich nicht der Freiheit, sondern scheidet sich von ihrem Dienst im Gesetz. Auch sie wird zur Willkür, hebt jede Zucht und damit sich selbst auf und tauscht die Berufung gegen die zum Abenteuer werdende unrechtmäßige Empörung und den selbstsüchtigen Machttrieb (Hybris). Die Staatsmacht hat nur eine Freiheit: alles für die Erhaltung der Idee zu tun. In jedem anderen Falle hebt sie sich selbst auf und muß den Platz einer anderen Sinnggebung räumen.

Der Strahlenkranz der Berufung, die Freiheit, aufzugehen in seinem Gott und seinem Volk, erhebt Philipp nicht über die Versuchung der persönlichen Beglückung. Er bindet sein Herz an die Gattin, einst aus politischer Einsicht gewählt und dem Sohne entzogen. Seine Begierde greift indem nach der Hofdame Eboli. Er stellt sich damit in der Zügellosigkeit seiner Leidenschaft den Untertanen gleich. In den durch seine natürliche Regungen ihm auferlegten Prüfungen gerät er, ohne Halt im selbstgewählten und von ihm bereits verletzten Gesetz in die größte Gefahr seines Lebens: allein und verlassen bedarf er der Hilfe eines Menschen. Der Herrscher büßt die Schuld an seinem Auftrag mit Ohnmacht. Er stellt dann nicht mehr das Gebot dar, sondern verfällt ihm, angeklagt wie jeder andere: »ein kleiner Mensch.«

Wer aber mit dem ihm anvertrauten Gesetz nicht im Einklang lebt, ist der Versuchung preisgegeben: von der flammenden Empörung Posas gegen eine Ordnung hingerissen, die dem Herrscher keine innere Sicherheit gibt, läßt Philipp die Schuld seines Lebens auf sich. Er duldet die Empörung gegen den Sinn seines ganzen bisherigen Handelns. Er überantwortet schließlich ihrem Sprecher die Macht und maßt sich damit selbst die Neugestaltung einer gärenden Welt an. Nur das höchste persönliche Opfer vermag das Vergehen des irrenden Königs zu sühnen und

ihn zum Einklang mit seiner Sendung zurückzuführen. Er muß die letzten persönlichen Bindungen des Geistes und des Herzens lösen, Posa, Elisabeth und Carlos sterben auf dem Altar der Inquisition. Kein Hauch eines freien Geistes wird Philipp mehr berühren, kein Sohn reift seinem Herrscheramt und seinem Glauben heran: einsam und verlassen wird er einem Gesetz zurückgewonnen, das sich nur noch durch die Gewalt des Todes und der Zerstörung zu halten vermag, Kämpfer einer sinkenden Weltordnung.

6.

Über der weltlichen Macht des spanischen Herrschers thront in erhabener Einsamkeit als Sprecher der katholischen Christenheit der Großinquisitor. Frei von jeder Begierde und dem Bedürfnis nach persönlicher Befriedigung, frei von der Versuchung, die Menschen durch neue Offenbarung zu beglücken oder zu beunruhigen, frei von der Pflicht zu äußerer Tat (dem Träger des Schwertes überantwortet) ist er erhaben über das menschliche Maß: ein lebendiges Gleichnis des Glaubens, der Gesandete seines Gottes. Sein Gedanke und sein Leben stimmt überein, er ist im Einklang mit sich selbst, der katholischen Gemeinschaft und seinem Gott. Ein Mensch und mehr als dies: ein Symbol. Er kann in Ruhe und Betrachtung leben, es ist indessen jene gefährliche Ruhe der Vollendung, wo Tod und Leben sich berühren, jene Erhabenheit, wo die Tat aufhört und damit das Leben seinen Wiedereingang in die Schöpfung, aber auch die Erfüllung seiner irdischen Form erreicht. Jener geheimnisvolle Bezirk umschließt sein Wesen, in dem Vollendung und Vergängnis sich begegnen. Der Großinquisitor wird nicht von der tragischen Schuld jener versucht, die, sei es zu eigener Beglückung oder der Welt, die Freiheit neuen Gedankens und neue Gemeinschaft predigen. Er weiß von den Opfern jedes Weges zu Gott, erkaufte mit allen Schmerzen, die Vorväter gelitten, und welche die Menschen ewig von Neuem durchmachen müssen. Er kennt die Schuld der Tat, die jedem Geschlecht erwächst und die, stets wieder geboren aus dem ewigen Drang, Gott auf diese Erde zu zwingen, die Ursache ist des unaufhörlichen Kampfes um Freiheit vom sich wandelnden Gesetz, um das paradiesische Glück. Der Großinquisitor ist blind, seine Augen sind den Geschehnissen der Welt, dem äußeren Licht verschlossen, aber sein Sinn ist erleuchtet. Er ist im Stande der Weisheit, in dem die Bindung an Gott jedes selbstsüchtige Gefühl zu den Menschen gelöst hat. Der erhabene göttliche Gedanke ist immer größer und heiliger als die Beziehung zwischen den nächsten Menschen. Die schöpferische Gotteskraft verlangt selbst vom einfachsten ihrer Diener einen gewissen Mut zur Einsamkeit, ein Allerheiligstes, zu dem in der Zwiesprache mit dem Schöpfer niemand Eingang hat. Die Gottesverkündigung, die solche Kraft nicht zu verleihen vermag, ist ohnmächtig. Die Wahrheit ist nur bei der Gottheit. Der Mensch kann ihrer nicht teilhaftig werden, er kann nur ihrer Offenbarung zu dienen suchen auf seinem gefährlichen Weg zwischen Gedanke und Tat. Der Inquisitor weiß, ohne es freilich zugeben zu dürfen, daß auch eine andere als seine Ordnung zu der ihm verliehenen Weisheit führt, daß jede Ordnung am Ende nur zu einer Freiheit fähig macht: Eingang

in die Schöpfung. Solche Erfüllung aber ist der einzige Lohn der irdischen Mühlen. Wem die Gnade der Erlösung zuteil wird, der aber ist heilig wie der Gedanke, der alle erlösen kann, die sich unter ihm sammeln, und der die Menschen bewahrt vor der Hölle einer gemeinschaftslosen sinkenden Zeit, in der das Gottesbild wie das Menschenbild gleich beleidigt und zerstört wird. Vor der chaotischen Gefahr solcher Zeit opfert der Priester des Gedankens den verlorenen Menschen lieber der Verwesung, als daß er durch ihn die Gemeinschaft der Zucht- und Gesetzlosigkeit und damit dem Untergang überantwortet.

In jenen Zeiten aber, in denen kein großer Gedanke die Menschen vereinigt, kein Priester eine alle ergreifende Offenbarung des Schöpfers verkündigt, in solchen Zeiten hält nur die gnadenlose Gewalt die tote Ordnung und den erstorbenen Sinn aufrecht. Kein Mensch kann sich mehr vor den anderen in die Einsamkeit der Zwiesprache mit dem göttlichen Geist flüchten, der Weltuntergang scheint anzuheben. Mag auch das bestehende Gesetz diesem oder jenem noch den Weg zur Erlösung weisen, die Gesamtheit fühlt sich von Gott verlassen und der Vernichtung preisgegeben. In der tiefsten Verzweiflung aber bricht stets der Frühling einer neuen Offenbarung an. Dann wendet sich die Welt und jenseits des grausamen Gesetzes der Versteinerung des Lebens steht, ewiger Trost und ewige Hoffnung der Menschheit, die Jugend von Neuem auf, gesegnet mit aller Kraft des Überschwangs, aller Glut des reinen Herzens, um der heimgesuchten Erde das Bild Gottes neu zu erringen, sein Feuer vom Himmel zu holen und in seiner ewigen Flamme die Verwesung zu verzehren.

WERBŐCZI UND DAS UNGARISCHE RECHT

VON LUDWIG KLIVÉNYI

Das ungarische Königreich wurde in den fünf Jahrhunderten nach seiner Begründung nicht nur politisch gefestigt, sondern erlebte auch auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet eine starke Entwicklung.

Durch die Ausbildung der Gesellschaft und der Vermehrung der staatlichen Aufgaben wuchsen auch die Aufgaben der Gesetzgebung in erheblichem Maße, da sich mit der Gliederung der Gesellschaft immer wieder neue Beziehungen ergaben, die einer Regelung bedurften. Die Reichstage schufen zunächst staatsrechtliche Gesetze, während die privatrechtlichen Fragen meist durch königliche Dekrete geregelt wurden. Neben den Gesetzen und Verordnungen als schriftlich niedergelegten Rechtsquellen kam jedoch auch der richterlichen Praxis und dem Gewohnheitsrecht ein bedeutsamer Anteil zu. Niemand dachte an die Zusammenfassung des sich stets vermehrenden Rechtsmaterials, so daß sich im Laufe von fünf Jahrhunderten eine ungeordnete Masse von Rechtsvorschriften anhäufte, in der sich selbst die damaligen Richter nicht zurechtfinden.

Zur Beseitigung der zunehmenden Rechtsunsicherheit wurden bereits unter König *Matthias* Versuche unternommen, doch verwirklichte man den Gedanken der Kodifikation erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als König *Wladislaw II.* im Jahre 1504 dem Landesrichter (Protonotarius Iudicis Curiae Regiae) Stephan Werbőczi den Auftrag gab, das gesamte Rechtsmaterial der ungarischen Gesetze und des Gebrauchsrechts systematisch zusammenzufassen.

Werbőczi beendete 1514 sein Werk *Opus Tripartitum Juris Consuetudinarii Inclyti Regni Hungariae* (kurz: »Tripartitum« oder »Trilogie«), das er dem König übergab, der es dem Reichstag unterbreitete. Der Reichstag nahm Werbőczis Werk unverändert an, und der König versah es mit der Genehmigungsklausel. Dennoch erhob sich das Tripartitum formell nicht zur Gesetzeskraft, da die Bestätigung durch das königliche Siegel und die Versendung an die Komitate — dies war zu jener Zeit die Form der Veröffentlichung von Gesetzen — unterblieb.

Damit seine Arbeit nicht vergeblich getan worden sei und das Werk nicht in Vergessenheit gerate, ließ es Werbőczi 1517, genau vor 425 Jahren, in der Druckerei von *Singrenius* in Wien auf eigene Kosten drucken und an die Komitate versenden; diese, ebenso wie die Gerichte, benutzten seit dieser Zeit das Rechtsmaterial des Tripartitums in seiner Gesamtheit bis zum Jahre 1848. Auf diese Weise wurde das Tripartitum durch Gewohnheitsgebrauch dennoch die Quelle des ungarischen Rechtes.

Bevor wir das Werk selbst behandeln, betrachten wir kurz die Laufbahn Werbőczis.

Stephan Werbóczy wurde gegen 1465 in Kerepez (Komitat Ugocsa) geboren; die Schule besuchte er wahrscheinlich in Buda — nach einigen Quellen in Italien und Wien — und betrat nach Beendigung seiner Studien die Beamtenlaufbahn. Um 1483 kam er an den Hof König Matthias', an dem die Wissenschaften in hoher Blüte standen. Überall fiel er durch seine hohe Bildung auf, und 1502 wurde er königlicher Rechtsmeister (Protonotarius), doch kam ihm auch im politischen Leben eine führende Stellung zu. Er wurde Führer der Partei des niederen Adels und 1525 zum Reichspalatin gewählt. Dieses Amt bekleidete er jedoch nur wenige Monate, da sich selbst seine eigene Partei gegen ihn wandte. Nach der Schlacht bei Mohács trat er in die Dienste des nationalen Königs Johannes Zápolyai, der den Mann mit umfassender Bildung wiederholt in diplomatischem Auftrage zu ausländischen Herrschern sandte.

Als 1541 Buda von den Türken erobert wurde, blieb der damals schon sehr alte Werbóczy auch weiter in der Stadt und wurde im Auftrage des Sultans oberster Richter der Ungarn. Mutig verteidigte er die verfolgten Ungarn und erhob wegen der Übergriffe der Türken Klage beim Pascha. Dieser nahm die Klage scheinbar verständnisvoll entgegen und lud Werbóczy auch zum Mittagstisch ein; wenige Stunden nach der Bewirtung starb Werbóczy unter schweren Qualen. Türkisches Gift machte seinem Leben ein Ende.

Das Leben des Politikers Werbóczy war voll glänzender Erfolge und schwerer Niederlagen. Als Politiker war er nicht immer beständig, doch wie sich auch sein Schicksal wandte, stets blieb er seiner leitenden Idee, dem Gedanken des nationalen Königtums, treu. Für den damaligen traurigen Zustand des Landes beschuldigte er die fremden Könige, und auch die Formulierung des berühmten Reichstagsbeschlusses von Rákos im Jahre 1505 wird ihm zugeschrieben; hiernach soll der Reichstag, wenn König Wladislaw II. ohne männliche Erben sterben sollte, »einen König aus dem Stamme der Nation« wählen.

Zur Verwirklichung der Idee des nationalen Königtums übernahm er auch diplomatische Missionen ins Ausland, die jedoch wenig erfolgreich waren. Er war kein begabter Diplomat, aber ein geborener und außergewöhnlich gebildeter Jurist. Nicht der Politiker, sondern der Jurist Werbóczy schrieb das Tripartitum, dieses Werk machte seinen Namen in der ungarischen Geschichte unsterblich, während seine Reden auf dem Reichstag, die damals so aufrüttelnd wirkten, heute bereits längst in Vergessenheit geraten sind.

Werbóczy liebte die Gerechtigkeit, die — wie er sagte — ein sittliches Gesetz ist; die Notwendigkeit von Gesetzen als Bürgen der inneren Ordnung begründet er folgendermaßen: »Kein Reich, kein Staat ist ohne Gesetze von langer Dauer. Das Reich wird mit Waffen erworben, doch das Erworbene bewahren die Gesetze. Die Gesetze sind die Schutzmauern und Grundlagen des Staates; sie enthalten das Glück alles Guten und die Voraussetzungen des Friedens.«

Durch die Abfassung des Tripartitums schuf Werbóczy kein neues Recht, sondern faßte lediglich jene Gesetze, die herkömmlichen und angenommenen Gewohnheiten sowie Verordnungen des Landes zusammen, die für die Urteile der damaligen Gerichte maßgebend waren.

Seine Aufgabe war vor allen Dingen die Sammlung und Ordnung des gewaltigen Rechtsmaterials, die Auswahl der gültigen Rechtsvorschriften und die Beseitigung der Widersprüche. Im Durcheinander der Rechtsvorschriften jener Zeit tauchten auf Schritt und Tritt Gegensätze und Zweifel auf, in denen Werbőczi den rechten Weg finden mußte. Sein Scharfblick und Wissen, sowie seine hohe juristische Bildung entschied in allen Fällen in einer Weise, daß sein Standpunkt den ungarischen Juristen lange Jahrhunderte hindurch als Wegweiser diente.

Seine Arbeit führte er mit großer Zielbewußtheit und Umsicht durch; das Ziel war die Schaffung eines — wenigstens an den damaligen Verhältnissen gemessen — nationalen Rechtssystems, in dem er die Gewähr für das Sein und Wirken der Nationsmitglieder und hierdurch die Bürgerschaft für die Entwicklung der Nation schlechthin erblickte. Er war der Überzeugung, daß »der Frieden des Landes nur dann dauernd und gefestigt sein kann, wenn er auf dem Recht beruht; denn innere Unruhen sind viel schädlicher als äußere Kriege, und das nationale Gift hat mehr und gewaltigere Staaten umgestürzt und vernichtet als die feindlichen Waffen.«

Daher forderte er vom hohen Adel, der sich über die Rechtssatzungen stets hinwegsetzen wollte, Rechtssicherheit und Achtung der Rechtsvorschriften, um den inneren Zusammenbruch zu vermeiden.

Er eilte den Gedanken seiner Zeit weit voraus, als er feststellte, daß die Rechtssicherheit nur dann restlos verwirklicht werden kann, wenn die Satzungen in einem Gesetzbuch gesammelt und niedergelegt werden. Diese Rechtssicherheit zu verwirklichen war die Aufgabe des Tripartitums, das neben etwas Material zum Verfassungs-, Straf- und Prozeßrecht vor allem das gesamte, in jahrhundertelanger Praxis entstandene alte ungarische Privatrecht enthält.

Verfassungsrechtlich das bedeutendste ist die juristische Deutung der Theorie der »una eadem nobilitas«, sowie der »Lehre von der Heiligen Krone«, der wir im Tripartitum zum ersten Mal begegnen.

Werbőczis Absicht war, dem Kleinadel gegenüber den Übergriffen der reichen Magnaten einen größeren Einfluß in der Gesetzgebung zu sichern. Er vertrat den Standpunkt, daß zwischen Adel und Adel kein Unterschied bestehe. Die gleiche Rechtsstellung des reichen Hoch- und des armen Kleinadels begründete er verfassungsrechtlich; dadurch, daß er den Kleinadel, diese kernungarische Schicht des Landes, in Schutz nahm, vermehrte er die nationale Kraft und leistete seinem Vaterland durch die Bewahrung der politischen Einheit unschätzbare Dienste.

Die Lehre von der Heiligen Krone, eine von Werbőczi ausgearbeitete, verfassungsrechtliche Konstruktion, verhinderte, daß das Lehenswesen, das dem ungarischen Rechtsdenken fremd blieb, auch in Ungarn zu unbeschränkter Geltung gelange und die Macht der reichen Magnaten für lange Zeit sichere.

Diese Lehre war nicht Werbőczis Schöpfung, sondern das Ergebnis einer Jahrhunderte langen Entwicklung; ihre verfassungsrechtlichen Schlußfolgerungen hat jedoch zuerst Werbőczi klargelegt. Nach dieser Auffassung ist die Heilige Krone oberster Inhaber der Staatsmacht und die Quelle jeglichen Rechts; durch die Krönung überträgt die Nation die Macht auf den König, der nun als Inhaber der höchsten Macht im Auftrag des Volkes

herrscht. Diese Deutung des Ursprungs der königlichen Macht zu einer Zeit, als ausländische Herrscher ihre Rechte noch als von Gottes Gnaden betrachteten, beweist Werbőczis juristischen Scharfblick überzeugender als alles andere.

Weit ausführlicher, als das Verfassungsrecht enthält das Tripartitum das ungarische Privatrecht, d. h. genauer das Privatrecht des ungarischen Adels. Werbőczí rechnete eben der verfassungsrechtlichen Auffassung seiner Zeit entsprechend in politischem Sinne nur den Adel zur Nation. Vom heutigen Standpunkt aus ist dies zweifellos ein großer Mangel des Werkes; denn dadurch, daß das Tripartitum nur das Recht des Adels umfaßte, vertiefte es die zwischen Adel und Leibeigenen ohnehin bestehende Kluft. Indessen ist nicht zu leugnen, daß damals auch die Gleichberechtigung der breiten Schicht des Kleinadels mit dem Hochadel von großer Bedeutung war und zweifellos der »Erweiterung unserer Volksgemeinschaft« diene.

Es gibt Historiker, die es heute Werbőczí zur Last legen, daß die juristische Scheidewand zwischen Adel und Leibeigenen in Ungarn mehr als ein halbes Jahrhundert später fiel als im Westen, da das Adelsrecht des Tripartitums die Entwicklung zur Rechtsgleichheit der Staatsbürger verhindert habe. Unserer Ansicht nach ist dies unrichtig. Nicht Werbőczí trägt in dieser Hinsicht die Verantwortung, sondern der Adel der späteren Zeit. Diese Klasse wollte die aus dem Westen kommenden neuen Geistesströmungen, die mit ihren Schlagworten Gleichheit und Freiheit die ständischen Vorrechte immer mehr bedrohten, Jahrhunderte hindurch nicht zur Kenntnis nehmen. Werbőczí schrieb sein Werk im Sinne der verfassungsrechtlichen Auffassung seiner Zeit; daß er die später eintretende Wandlung nicht voraussah, kann man ihm nicht vorwerfen. Wohl aber können wir seinen Nachfolgern die Schuld zuschreiben, jenem Adel, der jeder Neuerung entgegentrat und an den im Tripartitum niedergelegten, überholten Vorrechten und güterrechtlichen Bindungen starr festhielt.

Nach richtiger Beurteilung tat Werbőczí dadurch, daß er den Vorrechten des Hochadels gegenübertrat und den Grundsatz der »*una eadem nobilitas*« entwickelte, den ersten Schritt zur nationalen Gleichberechtigung. Es war nicht sein Fehler, daß die Nation den zweiten Schritt erst 300 Jahre später, zur Zeit Széchenyis, 1848 tat, als die Gleichberechtigung auf sämtliche Bürger des Staates ausgedehnt wurde.

Mit dem Erlöschen der Vorrechte des Adels hörte im allgemeinen auch die Anwendung des Tripartitums auf, doch wurzeln auch heute noch viele Satzungen des gegenwärtigen ungarischen Privatrechts — des nationalsten Zweiges unseres Rechtslebens — vor allem auf dem Gebiet des Erb- und Familienrechtes, in den Bestimmungen des Tripartitums.

Das Tripartitum erlebte bis zum Jahre 1848 mehr als 50 Ausgaben, und erschien bereits 1599 auch deutsch. Es hatte drei Jahrhunderte hindurch im ganzen Lande Geltung, selbst dann, als das Land nach der verlorenen Schlacht von Mohács in drei Teile zerfiel. In diesen schweren und traurigen Zeiten, als es keine politische Einheit gab, »hielt die Nation neben der Sprache die Einheit des ungarischen Rechtes, der unzerreißbare geistige Reifen des Tripartitums zusammen«. Das Rechtsmaterial des Tripartitums wird stets ein lebendiger Beweis der eigenständigen Entwicklung und Eigenart der nationalen Rechtskultur des Ungartums bleiben.

DIE UNGARISCHE SOLDATENSEELE

VON STEFAN RÉDVAJ

Der militärische Geist ist als Vermächtnis ruhmreicher, kriegerischer Jahrhunderte dem ungarischen Volk teils angeboren, teils bildet er sich in der geschichtlichen, an die Ahnen erinnenden Atmosphäre der Militärschulen und Kasernen aus. Der soldatisch veranlagte Mann ist opferwillig, einsatzbereit und voll Verlangen nach Heldentaten. Diese Sehnsucht ist es, die ihn einem Leben zutreibt, wo es zu ringen und kämpfen gilt, mit Verzicht auf materielle Vorteile, einem Leben, dessen Gehalt und Wert hohe Ideale bestimmen. Kaum schließen sich die Tore der Kasernen hinter ihm, fühlt er sich schon heimisch in dem viereckigen Hof, zwischen den gewölbten Mauern. Für die Wärme und Vertrautheit des Elternhauses, das er verließ, bietet ihm die Eigenart des Soldatenlebens, der Zauber ruhmreicher nationaler Vergangenheit, der ihm überall entgegenströmt, reichlichen Ersatz. Auch die spartanische Lebensweise, die gesunde geistige und körperliche Schulung bemächtigen sich seiner männlichen Seele. In der ihm gemäßen Umwelt faßt er schnell Wurzeln. Er wächst in die puritane Schlichtheit des Soldatenlebens hinein, und wird unwillkürlich von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß er Soldat ist, Schirm und Schutz der höchsten Macht, der Nation. In schweren, entscheidenden Zeiten liegt das Schicksal seines Volkes, seines Landes zunächst in seiner Hand; von seinem Einsatz, seiner Opferbereitschaft hängt es vor allem ab. Er ist der Wegweiser, dem sich die anderen anschließen. Im Bewußtsein einer höheren Sendung läutert sich seine glühende Vaterlandsliebe und durchdringt sein ganzes Wesen, wie die des einstigen Schloßherren von Csáktornya, des Feldherren und Dichters Nikolaus Zrinyi, der mit der Verzückung eines Ordensbruders in die abgrundtiefe ungarische Finsternis des 17. Jahrhunderts rief: »Ewiger Gott, sei Du mein Zeuge, daß ich zu allem bereit bin, wenn es gilt, Dir mein Herr, und dem Vaterland zu dienen.«

In der strahlenden Wärme dieses erhebenden Gefühles bildet sich die Seele des jungen ungarischen Soldaten heran, und wenn er gereift und geläutert in das Leben tritt, steht sein ganzes Wesen im Dienste der nationalen und soldatischen Idee.

Nur die freiwillige Aufsichtnahme von Opfern befriedigt seine Seele. Je mehr er von sich und für andere geben kann, um so glücklicher ist er. Der Drang zu helfen lodert nicht nur zeitweilig in ihm auf, sondern treibt ihn immer wieder zu neuen Taten, neuen Opfern. Diese Begabung macht ihn seinen Mitmenschen gegenüber verständnisvoll, läßt ihn Leid und Entbehrung seiner Mitwelt nachfühlen. Das Gemeinschaftsbewußtsein, die Grundlage jedes sozialen Gefüges, und Voraussetzung des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls, trägt er nicht als eitlen Schmuck, sondern mit natürlicher Schlichtheit in sich. Er hält es für seine heilige Pflicht, den Gefallenen zu helfen; ja, es ist nicht nur Pflicht, sondern Sendung,

die ihm sein Lebenskreis erteilt. Denn die Kämpfenden müssen sich gegenseitig beistehen. Wuchtiger wird der Schlag, wenn man den Griff des Schwertes mit beiden Händen ergreift und stählerner wird die Kraft dessen, der im Kampf eine feste Gemeinschaft hinter sich weiß.

Er kennt keine Furcht vor Gefahren. Wie Zrinyi, so weiß auch er, daß »der wahre Held die Gefahr erkennt, ihr tapfer entgegentritt, alle Beschwerden mutig erträgt und gekräftigt aus ihnen hervorgeht.« Denn die ständigen Gefahren stählen seine Seele. Offenen Auges, aufrechter Haltung tritt er allen Schwierigkeiten und Prüfungen entgegen. Nur selten bricht er unter der Last von Schicksalsschlägen zusammen und verträgt unmännliche Rührseligkeit nicht. So tief immer seine Gefühle sein mögen, nach außen hin verbirgt er sie.

Er liebt das Leben mit seinem bunten Treiben, vor allem aber sein Vaterland, und ist stets bereit für dieses sein Leben zu opfern. Ein junger ungarischer Offizier, der im vergangenen Jahr an der Ostfront fiel, sagte bei dem Abschied zu seinen Kameraden: »Gibt es etwas Herrlicheres, als jung für das Vaterland zu sterben? — Man bleibt ewig jung.« Dies sprach er, fast noch ein Kind, lächelnd, weil es jeder ungarische Soldat wohl weiß, daß jeder Einzelne sterblich, nur die Nation unsterblich ist, und daß das Aufgehen in den Wogen der Ewigkeit nicht die Vernichtung bedeutet. Wer sein persönliches Leben mit der zeitlosen nationalen Gemeinschaft verband, dessen Name und Ruhm lebt Jahrtausende hindurch fort. Er bleibt ewig jung, als Soldat unsterblich.

Der soldatische Mensch fühlt sich nur in einer tatenreichen Umwelt heimisch. Das befriedigende Gefühl der geleisteten Arbeit wird ihm zum Lebensbedürfnis. Die freudig und freiwillig übernommene Verantwortung stärkt sein Selbstvertrauen und macht ihn stahlhart. Nie duckt er sich feige vor geschriebenen, lebensfremden Maßnahmen höherer Mächte, sondern handelt frei und entschlossen, auf eigene Verantwortung. Ohne Zögern, mit kühlem Kopf bewältigt er die ihm gestellten Aufgaben. Wenn diese im ersten Augenblick auch unklar zu sein scheinen, sein gesunder Verstand vereinfacht auch die verwickeltesten Dinge. Sein Scharfblick trifft stets den Kern.

Seine tätige Unruhe wurzelt im opferreichen Leben seiner Vorfahren, jener Ahnen, deren blanker Säbel einst die Welt vom Ural bis zur Ostsee mit dem Glanz ungarischen Ruhmes erfüllte und deren sich Zrinyi mit folgenden Worten erinnert: »Die Gebeine ungarischer Helden, die in der Erde ruhen und deren glorreicher Geist über der Scholle schwebt, jene, die ihr Volk mit Heldenmut von einem Winkel der Welt bis zum anderen führten, die viele Jahrhunderte hindurch mit der Schneide des Schwertes eine friedliche Heimat erkämpften, lassen mich nicht ruhen, so sehr ich dies auch möchte.«

Der soldatische Mensch blickt in die Vergangenheit. Da er weiß, daß das Leben der Völker ein ständiges Wogen ist, steht er stets auf der Warte. Freudig blättert er im Buch der Geschichte, um daraus gleich Zrinyi Lehren und Folgerungen für die Zukunft zu ziehen: »Lehrreich und nützlich ist es, die Geschichte zu lesen, denn was immer in der Welt geschah, wurde niedergeschrieben und nichts gibt es, das einmal nicht gewesen wäre.«

Dank seiner praktischen Veranlagung und dem lebhaften Sinn für alles, was Geschichte ist, steht er dem Staatsmann näher als dem Politiker. Er ist nicht nur gewandter Redner, sondern auch hervorragender Organisator.

Das gegebene Wort hält er hoch. Die Worte, die er ausspricht, verwehen nicht wie Spreu im Winde : sie leben in seiner Seele fort, bis sie zu Wirklichkeit und Taten werden. Vielleicht ist er eben darum so wortkarg, ohne indessen seine Seele vor anderen verbergen zu wollen. Schweigsam ist er wohl, denn : »Ein Geheimnis bewahren ist eine große Sache und wichtig für den, der befiehlt, der ohne es zu beachten niemals etwas wirklich Gutes leisten kann.« Dieser Worte Zrinyis ist er stets eingedenk.

Sowohl in seinem Denken, als auch in seinem Handeln und Tun hält er strenge Zucht. In dieser Hinsicht ist er rücksichtslos, vor allem sich selbst, aber auch anderen gegenüber, wenn diese das gemeinsame Ziel gefährden. Hier kennt er keine Nachsicht.

Stets wahrt er die Haltung. Im Bewußtsein seiner höheren Sendung ist er selbstbewußt und von edler Denkart. Er folgt nur der Stimme seines Gewissens, das sein Denken und Tun bestimmt und bei dessen reinem Licht seine Selbstkritik streng aber gerecht wird.

Die ideale, geistige Veranlagung bringt es mit sich, daß er sich nur dort wohl fühlt, wo man ideelle Werte hochschätzt und in Ehren hält. Ehre, Tapferkeit und Treue hält er für die schönsten männlichen Tugenden. Mit besonderer Strenge hütet er seine Ehre, sie ist ihm das Teuerste auf der Welt. Denn Ehrenhaftigkeit ist der Grundsatz jedes soldatischen Menschen, sie ist die Quelle auch der Tapferkeit : »Liebe die Ehrenhaftigkeit. Wer sie hochhält, fürchtet die Gefahren nicht und handelt nie ruchlos oder niedrig.«

*

Heute bildet sich in ganz Europa ein idealer, soldatisch veranlagter Menschentypus heran. Die ersten Repräsentanten dieses traten an die Stelle der schrankenlos-individuellen, materiellen Menschen des vergangenen Jahrhunderts. Ihr Erscheinen führte zu einer Umstellung aller Werte : was man bis dahin für ewig hielt, wurde wertlos. Jeder, der von der Sehnsucht nach einem edleren, höheren Dasein durchdrungen war, wandte sein Antlitz den neuen Lichtern zu. Er will schaffen, ohne zu vernichten. Es gilt nur die zeitlose Straße der Entwicklung mit neuen Steinen auszulegen, damit die junge Generation in geschlossenen Reihen, mit erhobenem Haupte und lauterem Herzen den kommenden Jahrhunderten entgegenstreite. An der Spitze dieses Zuges marschieren die Söhne der Soldatennationen, unter ihnen auch die Ungarn mit dem Schwung einer tausendjährigen, kämpfereichen Vergangenheit in den Muskeln. Nun heißt es nur mehr dahin zu wirken, daß sich die geschlossenen Kolonnen, die der neuen Zukunft entgegengehen, nicht lockern, daß in die Spuren der Vorangehenden stets neue, soldatisch veranlagte ungarische Jünglinge treten. Die Aufgabe ist groß und bestimmt das Schicksal des Ungarums auf ein weiteres Jahrtausend. Dieses Bewußtsein möge die Seelen all jener durchdringen, die ihr Leben für die neuen Ideen heute weit im Osten, auf den Straßen zum Ural und Kaukasus opfermütig einsetzen.

UM GOETHES GARTENHAUS

— Aus meinem Weimarer Tagebuch —

VON LORENZ SZABÓ

Ich streife durch den Park, ich war wieder draußen beim Gartenhaus. Vor einer Woche habe ich es zum ersten Mal gesehen, als ich mit Josef Nyiró das Heim des jungen Goethe besuchte; es ist genau so, wie ich es aus Beschreibungen und Zeichnungen schon kannte. Das hochgiebelige, weißgetünchte Haus zieht mich in unveränderter wunderbarer Weise an. Vieles bewegt mich, offenbar die Sehnsucht nach einer ähnlichen Häuslichkeit. Daher die Liebe! Das andere Haus Goethes, das große in der Stadt, auf dem alten Frauenplan, seine spätere Wohnung, das größte Museum, das dem persönlichen Andenken eines Dichters geweiht ist, habe ich nur von außen gesehen. Es ist mir zu groß, es wäre unerschöpflich; das Gartenhaus und das, was dazugehört, läßt sich auch während flüchtiger Besuche aufnehmen.

In dem einsam gewordenen Weimar denke ich an Goethe und an die Erfahrungen meiner zweiundzwanzig der Literatur gewidmeten Jahre zurück, und wundere mich immer wieder über mein altes Problem: Wieso ist hohe und edle Dichtung überhaupt möglich? Ich scherze nicht. Ich habe bis jetzt eigentlich immer festgestellt, daß sich innerhalb der Gesellschaft alles gegen die echte Literatur und gegen die Geistigkeit richtet. Sollte ich ein so entarteter Charakter sein, daß ich mich unter den Menschen, auf die ich angewiesen bin, so wenig wohlfühle? Ich glaube es nicht. Ich habe mich Gott sei Dank mit der Wirklichkeit abgefunden und mache einen genauen Unterschied zwischen den Notwendigkeiten des Lebens und dem, was ich bin und was mir gefällt. Trotzdem scheint es mir, daß die Existenz der Kunst in der Vergangenheit und in der Gegenwart fast einem Wunder gleicht. Kann echte Kunst immer nur gegen die Gesellschaft zustande kommen? Die Welt braucht nicht ewige Werte, sondern schnellen Gewinn. Es überrascht mich immer wieder, wie sehr eine große Anzahl gebildeter und kluger Menschen die Grundinstinkte und die edelste Berufung der Dichter mißversteht. Der Gesellschaft zuliebe würde es nicht lohnen, ein großer Dichter zu sein; höchstens ein längst verstorbener großer Dichter. Das Leben würde sich dann nur mit seinen Werken befassen und würde für das, was ihm entspricht, auch das übrige dulden. Die Situation der lebenden Dichter ist vor allem in den kleinen Ländern meist eine Einsamkeit; gute Kunst ist eine individuelle Kraftentfaltung. Das ganze literarische Leben besteht aus lauter gutmütigen Mißverständnissen oder sogar böswilligen Verleumdungen.

Jeder Begriff kann viele Bedeutungen haben. Schreiben und Kunst? Das Ziel der Literatur? Die vielgerühmte Unabhängigkeit des Dichters? *L'art pour l'art*? Soziale Bindungen? Form und Gehalt? Die grundlegenden Gesichtspunkte der Kritik: hier in Weimar, in der vertrauenspendenden Gegenwart Goethes, der die Diana von Ephesus, die tief sinnige Anleitung für einen

Dichter geschrieben hat, erinnere ich mich besonders schmerzlich an meine langen Debatten, die ich seit vielen Jahren zu Hause führe, und an jene noch schmerzlicheren Überraschungen, die mich damals trafen, als es sich herausstellte, daß die Grundsätze jener, mit denen wir irrtümlicherweise uns jahrelang verstanden hatten, von den unseren grundverschieden sein können. Geschmack und Kultur sind anscheinend so verschieden, wie unsere Drüsen und unser Gefäßsystem. Im Grunde sind wir gleich, unser Wesen aber ist verschieden. Verwirrt ist das Heute, verwirrt das Gestern, die Verwirrung ist ewig. Wir bauen Systeme auf, die einander ähnlich sind, doch plötzlich stellt es sich heraus, daß eine Kleinigkeit, die man vergaß, alles umstürzt. Die Summe ist dieselbe, das Vorzeichen aber ein anderes. Oder aber das Gewicht der Dinge wird verlagert. Auch der Aggregatzustand kann sich verändern. Der Arzt macht den ganzen Menschen zum Gegenstand seines Studiums, den Menschen an sich, den es nicht gibt, doch er behandelt Einzelwesen, selbst wenn er es mit Massen zu tun hat. Dies müßte man auch von denen verlangen, die die Kunst lenken (denn in einem gewissen Sinne wurde sie ja immer und überall gelenkt). Es müßte eine Art von einem elastischen Prinzip geben, das das Individuelle und das Allgemeine versöhnt. Sonst ergeht es dem Optimum schlecht, dem jeder dienen will, der sich der Literatur widmet. Goethe wußte dies, sowohl in seiner stürmischen Epoche, vor seiner Gartenhaus-Zeit, als auch während seiner Freundschaft mit Frau von Stein, und damals, als er aus dem großen Hause, in dem er starb, nur noch als seltener Gast hierher kam. Goethe wußte darum und auch wir, die wir Arbeiter, Baumeister und Vertraute der Literatur sind, wir — eine verschwindende Minderheit — wissen es heute. Die Welt aber weiß es nicht und will es nicht glauben. Daher der Riß. Daher ist jede notwendige, echte, reine und große schöpferische Tat eine so seltene und zufällige Frucht, ein von der Persönlichkeit erzwungenes Wunder.

So war es fast immer und so wird es wohl immer bleiben. Ich sage »fast«, weil ich vorsichtig bin. Dabei schwebt mir Goethe vor Augen und er verpflichtet mich dazu. Der Großherzog, die Umgebung, die Zeit hatten Goethe's Werk, besonders am Anfang, mit Intuition gedient. Doch wie wurde auch ihm die Arbeit zeitweise erschwert! Und dennoch! Sein Beispiel gibt mir Vertrauen, und Vertrauen gerade in diesem Sinne scheint mir auch der Preis zu versprechen, den die deutschen Schriftsteller eben jetzt, auf dem Kongreß in Weimar gestiftet haben. Alljährlich wollen sie zwei ausländische Dichter für ein halbes Jahr zu Gäste bitten. Das monatliche Stipendium von 1000 Mark ermöglicht es dem Gast in Deutschland zu leben, zu arbeiten, zu studieren oder seinen Betrachtungen zu leben. Dies ist die einzig richtige Unterstützung des Schrifttums. Staat und Gesellschaft tun am besten, wenn sie ihren Künstlern geistig günstige Lebensbedingungen schaffen, im Übrigen sie sich aber selbst überlassen; alles andere muß man dem Glück anheimstellen. Natürlich steckt darin ein gewisses Risiko. Aber haben schließlich Anna Amalie und besonders Karl August mit dem jungen Goethe nicht auch manches riskiert? Daß sie damit für sich, für ganz Weimar, das Deutschtum, ja für die ganze Menschheit das beste Geschäft gemacht haben, stellte sich erst am Ende heraus. Jetzt schlägt hier eines der Herzen der Welt. Und was wäre schließlich kein Risiko? Wissen wir, ob die sorgfältigste Saat zur Ernte reift? Wichtig wäre, daß man uns Zeit läßt und Freiheit und daß man nicht zu früh nach den Früchten fragt. Ich persönlich freue mich besonders darum über diesen deutschen Preis, weil ich in ihm die

Verwirklichung eines Gedankens begrüße, den ich seit zehn Jahren propagiere. Dieser Preis soll allerdings in erster Linie die zwischenstaatlichen Beziehungen fördern, er soll eine Kenntnis der deutschen Vergangenheit vermitteln, der deutschen Menschen und der deutschen Landschaft: kein anderes Land kann den Söhnen fremder Völker mehr bieten. Solche Preise sollten auch andere Länder stiften, jeweils im Austausch für die europäischen Dichter. Sie sollten es aber vor allem für ihre eigenen Dichter tun — vom nationalen Standpunkt aus wäre dies das Wichtigste. Welche Bedingungen hatte der Großherzog von Weimar gestellt, als er nach so vielen anderen, Goethe zu sich nach Weimar berief? Gar keine. Die ganze Angelegenheit soll ihn tausenddreihundert Taler gekostet haben, soviel betrug nämlich das Jahreseinkommen des siebenundzwanzigjährigen Jünglings um 1776. So und nur so kann die Gemeinschaft nützlich in das künstlerische Schaffen eingreifen. Wer unter uns zu den wirklich guten und bedeutenden Schriftstellern zählt, gibt ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode das Eigentumsrecht über seine Werke sowieso an die Gemeinschaft ab: möge denn später Gemeingut werden, was das Individuum unter Mitwirkung der Gemeinschaft schuf. Hindernisse, Mißverständnis, feindliche Kräfte und Unglück bleiben noch genug, um zu schaden. Denken wir daran, womit wir uns selbst nützen können, unserem Volke und jenem neuen Europa, in dessen Namen das noch unsichere und unbekannte Neue mit dem besten Gehalt zu füllen unser aller Wunsch, unsere Pflicht und unser Recht ist.

Solchen Gedanken hänge ich nach, das Gartenhaus und der Preis von Weimar haben sie mir eingegeben . . . Es ist Mittag, Liebespaare sitzen am Ufer der Ilm auf Bänken, als wäre Frieden . . . Mich wird dieser Preis, obwohl ich erst zweiundvierzig Jahre alt bin, nicht mehr berühren, auch wird er mir nicht helfen, denn ich bin durch Lasten und Verpflichtungen persönlicher Art gebunden, aber die Jungen, die keine Familie haben, können noch großen Nutzen aus ihm ziehen. Eine unabhängige, sorglose Studienreise in einem Lande mit einer großen Kulturvergangenheit kann wichtige Anregungen für ein ganzes Leben geben und von dem Stipendium, das für ein halbes Jahr vorgesehen ist, läßt sich ein ganzes Jahr leben. Wer hatte mehr von der Italienischen Reise, die Italiener oder die Deutschen? Goethe, der sein laufendes Gehalt erhielt, oder eine ganze Reihe von Generationen nach ihm? Das Ergebnis dieser Italienischen Reise wirkte sogar noch auf mich; so wie sie seit langem auf Viele wirkte und in der Zukunft noch wirken wird. Jene Reise hatte der Großherzog finanziert. Es wäre schön, wenn von nun an Staaten die Rolle der Herzöge übernehmen würden. Plötzlich muß ich an den jüngst verstorbenen Sigmund Móricz denken: ich war zugegen, als der Bürgermeister ihn bereden wollte, sich in Sopron (Oedenburg) anzusiedeln; natürlich vergebens, Móricz war damals schon längst an Leányfalu (einer Ortschaft bei Budapest, an der Donau) gebunden. Der Plan aber, die Überlegung, die den Bürgermeister leitete, paßt hierher, nach Weimar.

Was aber die zukünftigen Goethes anbelangt . . . Nun ja, an diesem Punkte ergreift mich natürlich Verzagtheit. Die Sache ist aussichtslos; aber schließlich war ja auch Goethe nicht immer Goethe, er war keineswegs von Anfang an eine ganze Kultur in sich (wie ihn Nietzsche bezeichnete) und eine friedliche Weltmacht (wie Hans Carossa sich ausdrückte). Auch er wurde. Ein großer Teil der Menschen ist seiner auch heute nicht würdig und dessen, was er vertritt. Die Menschheit, die Herzöge und Städte können sich auch mit Kleineren

zufrieden geben, auch Kleineren dürften sie noch die Schuhriemen lösen. Trotzdem sollen wir nicht anspruchsloser werden, auch unseren Idealen gegenüber. Ein zweiter Goethe kommt nicht; es wird ein anderer kommen. Aber auch das kleinere Volumen sei von seiner Art.

Ich habe Goethes Menschentum in zwei alten, mir teuren Büchern mit nach Weimar gebracht: seine Briefe an Frau von Stein und den Eckermann. Und um von etwas anderem zu sprechen und doch bei ihm zu bleiben, wende ich mich von der Shakespeare-Statue im Park — »Stern der höchsten Höhe« — wieder zum Gartenhaus zurück. Ich schlage die Briefe auf, wende sie um, lese einige Zeilen daraus. Sie interessieren mich, als wäre ganz persönlich von mir die Rede darin. D.in im Haus fand ich die Originale der Goethezeichnungen (es freute mich, unter ihnen die zu erkennen, die ich zu Hause schon längst hatte klichieren lassen und die ich mit gelegentlichen Artikeln veröffentlichte), aber auch draußen begleitete mich auf Schritt und Tritt das alte Leben, Gedichte, die in diesem Hause geschrieben wurden und die ich einst ins Ungarische übersetzte. Gestalten und Geschehnisse, Situationen und Gefühle, die nun wohl für immer eine unvergängliche Wirklichkeit bleiben werden, wie ein Berg oder wie ein Fluß. »Warum gabst du uns die tiefen Augen...« — zitiere ich für mich, und — »Den einzigen, Lida, den du lieben kannst...« Ich weiß nicht, hat sich die Geschichte dieser Liebe hier endgültig geklärt, kann sie überhaupt geklärt werden? Ich jedenfalls habe für mich die Geschichte mit Frau von Stein längst geklärt. Mit Hilfe der Gedichte und noch mehr der Briefe. Welche Leidenschaft, welche Hingabe, welche Innerlichkeit! Wie man aus ihnen herauspürt »Wieder reinste Nerv klingt«. Was sie sich zu sagen hatten, durchfühle ich selbst, ich denke an Christiane und den späteren, vorübergehenden Zorn der verlassenen Charlotte, und gleichzeitig denke ich an all das, was ich im Leben erfahren habe. Und — ich lasse nicht von meinem alten Goethe. Was immer auch die freundliche, hagere Dame vor Kurzem drin im Gartenhaus gesagt hatte, als sie die Besucher führte und die entsprechenden Erklärungen abgab — eine geistig hochstehende Frau, Goethes Seelenfreundin, platonische Liebe —: Goethe war nicht platonisch. So wie diese beiden Menschen, stehen nur Liebende zu einander, die sich völlig angehörten, im »Glück der nächsten Nähe«; man braucht sich gar nicht auf jenen Brief aus dem März des Jahres 1781 zu berufen, die Leidenschaft der Hingabe, die Fürsorge und die Liebe, die sich um jede Kleinigkeit kümmert, verrät sich selbst auf dem »Zettel«, der einer kleinen Sendung Spargel beigegeben ist. Überhaupt, Goethe ist viel zu sehr Vollblutmensch, als daß...

Und mir wird es warm ums Herz: wie gerne möchte ich diesen Menschen hinüber in meine Heimat nach Ungarn verpflanzen, ihn dort bekannt machen. Möchte auch ich ein Herzog sein? Die Welt braucht Goethe. Sie braucht ihn immer, und immer ist er es, den sie braucht. Ich nehme Abschied von Weimar, ich tue es schon seit Tagen, aber ich trenne mich nicht von ihm. Es geht nicht. Bei uns zu Hause ist der Goetheskult groß und alt, aber er ist mehr eine Angelegenheit der Gelehrten und der Literaturgeschichte. Wie sehr aber brauchten ihn die Menschen, die Kritiker, die Schriftsteller. Ein Dichter, der fühlt, denkt, forscht, ein Künstler, den das Schicksal in alle guten, aber auch in viele schlechte Wasser taucht, ein Mensch, der sich müht, in die Geheimnisse des Individuums und der Menschheit Einblick zu gewinnen, kann niemals einen besseren Gefährten und Kontrollor finden. Ob er mir imponiert? Jawohl? So wie noch

eine ganze Anzahl anderer Genies mit Recht imponiert. Der Fall Goethe aber ist anders. Er strahlt fruchtbarere, nützlichere Inspirationen aus. Sein Werk ist genau so wichtig, wie sein Leben, und wie jenes Wunder, das die Unsterblichkeit, das heißt die Annahbarkeit dieses verflommenen Lebens bedeutet. Seine Gesamterscheinung, so wie sie ist, wie sie sich erhielt und wie sie sich erhalten ließ. Uns zieht seine unendliche schöpferische Sensibilität und seine unendliche Neugier an, der weitgespannteste und subtilste Gerechtigkeits- und Wirklichkeitssinn; der Höhepunkt der Begeisterung und der Höhepunkt der Abgeklärtheit; der Realismus des empfindenden Verstandes und der ununterbrochene körperliche Kontakt seiner Nerven mit dem Übersinnlichen, mit den Dingen der Phantasie; seine ewige Entwicklungsmöglichkeit und seine Ausdauer; seine dauernde Aufgeschlossenheit und dämonische Unbefangenheit; seine Fähigkeit, die größten Extreme ins Gleichgewicht zu bringen; und über all dem seine blutvolle Kraft und Sinnlichkeit. Wenn er auch einige schwache Sachen geschrieben hat und wenn er auch offensichtlich Grenzen hatte, wenn er auch an manchen Stellen schwerfällig ist: die Formel, in der sich uns sein Geist darstellt, ist größer und vollkommener, als die irgendeines anderen. Shakespeare, Lidas Ergänzung, »Der Stern der höchsten Höhe...«, verschwindet hinter seinen Werken; Goethe ist ein Mensch, den man mit Händen greifen kann! Und was für einer! In seinen Werken, ja selbst in seinen Schöpfungen, die nicht als Literatur gedacht waren. Ich denke an die Gespräche mit Eckermann und...

Ich möchte diese rhapsodische Stunde auf lyrische Weise schliessen. Wenn ich ein Staat wäre, irgendein Staat auf der Welt, würde ich diese Bibel der Menschheit sofort übersetzen und herausgeben lassen. Ihr Einfluß ist eine neue Universität wert. Wenn ich Deutschland wäre, würde ich diese Gespräche übersetzen und herausgeben lassen und es der Menschheit zum Geschenk machen, (ich weiß allerdings nicht, ob nicht das eine oder andere reaktionäre Land es zurückweisen würde). Und ich denke auch an Goethes Briefe, die ich in den Händen halte, diese an Frau von Stein geschriebenen. An all die ungefähr tausendsiebenhundert Briefe und Zettelchen. Es ist dabei nicht wichtig, daß sich oft kleine, unbedeutende Ereignisse, Grüße mit demselben Text darunter wiederholen. Dieser Briefwechsel (der goethische Teil) zeigt das Leben und die geistige Struktur des jungen Genies so, wie die Briefe Eckermanns die des alten. Man müßte so leben, lernen, arbeiten, sich entfalten, sich bereichern wie er, jeder innerhalb seiner Grenzen! Wenn ich eine Frau wäre, würde ich nicht anspruchloser sein, als Frau von Stein. Sie selbst gefällt mir nicht, ihr Anbeter gefällt mir mehr. Wie kann sich eine Frau mit weniger zufrieden geben, wenn sie weiß, daß auch schon so geliebt wurde...

Nun aber muß ich zurück in den Elefanten zum Mittagessen, denn um halb vier geht der Schnellzug nach Leipzig. *Groß ist die Diana der Epheser!* Wie schade, daß der andere Riese, jener ungarische lyrische Feuergeist, Petöfi, der in der Schlacht von Fehéregyháza gegen die Russen gefallen ist, dessen unbekanntes Grab ich auch einmal besucht habe, Goethe so wenig kannte! Goethe, den Lyriker und den Menschen! Denn Goethes echter Bruder ist Petöfi gewesen, nicht unser anderer großer Klassiker, Johann Arany.

BISCHOFSTADT AN DER DONAU

VON TIBOR CSORBA

Das am Donauknie gelegene *Vác* (Waitzen) ist eine der ältesten Städte Ungarns. Kommt man mit dem Schiff von Norden oder mit der Eisenbahn von Süden, so erblickt man schon von weitem die gewaltige Kuppel der Kathedrale, die mit dem Kreuz darauf den Mittelpunkt der Stadt, und zugleich ihren Charakter bestimmt. Herren der Stadt sind seit *Stephan* dem Heiligen die Bischöfe, die im Bereich der Kathedrale Leben und Entwicklung im Zeichen des Kreuzes förderten. Ihnen verdankt die Stadt ihre kulturellen Einrichtungen, die Art ihrer Entwicklung, aber auch ihre Geschichte.

Allein bereits viel früher, seit dem Ausgang der Tertiärzeit lassen sich auf dem Stadtgebiet — infolge der geographisch vorteilhaften Lage — menschliche Niederlassungen nachweisen. Damals entstand das heutige Flussbett der Donau, deren linkes Ufer, also auch die Stadt und ihre Umgebung, zur ständigen Wohnstätte verschiedener Völker wurde. Die im Stadtmuseum aufbewahrten Funde beweisen, daß man hier Spuren der Steinzeit und der Hallstattzeit traf, und daß die Urbewohner des Gebietes bis zum Einzug der Römer wahrscheinlich die von den Kelten abstammenden Eravislusken waren. Nach den Kelten kamen auch Skythen aus Ostasien; ein Stamm von ihnen verwendete zum Aufbau Wohnstätten bereits Balken. An den Rändern der Stadt bewahrten *Pogányvár* (Heidenburg), *Csöröghegy* u. a. m. bis zum heutigen Tage Reste uralter Siedlungen, während *Bolhavár* — wie dies die auf uns gebliebenen Ziegel zeigen — wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers *Valentinianus I.* vom Tribun *Lupicius* erbaut wurde.

Vier Länder stiessen im Altertum im Stadtgebiet aneinander: die römische Provinz Pannonien, das Land der Quaden, Sarmatien und Jazygien; kein Wunder, daß die Stadt der Schauplatz zahlreicher Grenzkämpfe war.

Auch die Zeit der Völkerwanderung, in der sich hier Slawen niederliessen, hinterließ reichlich Spuren. Die ältesten russischen Chroniken berichten, daß die slawischen Völker an der Donau von den Römern überfallen, später von den Ungarn vertrieben wurden. In der Tat fanden die landnehmenden Ungarn hier slawische Volkssplitter. Auch Fürst *Árpád* kannte die Gegend und *Botond*, der die Mannen Kaisers *Ottos* auf Befehl des Führers *Zsolt* vernichtet hatte, starb — wie *Anonymus* berichtet — eine Meile von der Stadt, in der Nähe des Flusses *Veróce*, wo er auch begraben wurde.

Nach den Hunnen und Awaren zogen Ungarn in diese Gegend und die Überlieferung berichtet, daß *Stephan* der Heilige die Stadt zum Bischofssitz erhob. Seit dieser Zeit blieben die Bischöfe die Herren der Stadt, die Kirchen und Kapitelgebäude erbauen liessen und zur Förderung der Industrie, des Handels und der Kultur überhaupt viel beitrugen. Der

Bischof war der Grundherr, der Immunität und besondere Vorrechte genoß, und auf eigenem Boden wie ein König herrschte.

Mit der Gemahlin Stephans des Heiligen, der bayrischen Prinzessin *Gisela*, kamen zahlreiche Deutsche in die Stadt; nach ihnen wird ein Stadtteil auch heute noch »Burgundia« genannt. Neben der ungarischen Bevölkerung entstand nun auch eine deutsche Schicht, da die Könige die durch dauernde Kämpfe geschwächte Nation durch die Ansiedlung nichtungarischer Volksgruppen stärken wollten. Besonders förderten die Kolonisation die Könige *Ladislaus der Heilige*, *Géza II.* und *Béla IV.*, der nach dem Auszug der Tataren süddeutsche Kolonisten in der Stadt ansiedelte. Diese hoben Industrie, Handel, Ackerbau und überhaupt das Leben der Stadt, und bewahrten dem Ungartum gegenüber ihre volkliche Sonderstellung. Ungarn und Deutsche bewohnten verschiedene Teile der Stadt, so daß man bis zur Türkenherrschaft stets die doppelte Benennung »ungarische Stadt« und »deutsche Stadt« findet; die Verteidigung der Festung war ausschließlich Aufgabe der kriegerischen Ungarn.

Industrie und Handel der Stadt waren im Mittelalter hoch entwickelt, und auch das künstlerische und geistige Leben konnte es mit dem der anderen Städte des Landes aufnehmen. Bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts bestand eine Stadtschule, während die Kapitelschule von Ladislaus dem Heiligen gegründet wurde. Überhaupt hat die Stadt den Königen aus dem Árpádenhause vieles zu verdanken; so stiftete *Géza I.* — nach der Chronik *Turóczys* — die Stadtkirche zum Andenken an den Sieg bei *Mogyoród*. (Es handelt sich hier um die Kirche der Heiligen Jungfrau, nicht um den Dom.) Nach seinem letzten Wunsch wurde der König im Jahre 1077 in der Gruft der in romanischem Stil erbauten Kathedrale bestattet. Die Kathedrale selbst wurde zerstört und ihre Reste erst später ausgegraben. *Salomon*, unter dessen Regierung die Stadt in höchster Blüte stand, ließ sich hier — so berichtet die Überlieferung — einen prächtigen Palast bauen. *Ladislaus der Heilige* bereicherte die Kirche durch verschiedene Stiftungen, *Béla II.* hielt sich oft in der Stadt auf, und unter *Emmerich* fand im Jahre 1193 ein Nationalkonzil statt.

Die Könige aus dem Árpádenhause wollten unsere Stadt zur Landeshauptstadt erheben, doch bot das teils von Bergen, teils von der Donau begrenzte Gebiet einer Hauptstadt keine günstigen Entwicklungsmöglichkeiten. Jedenfalls gibt es zahlreiche Zeugnisse dafür, daß sie die Stadt besonders liebten und ihre Entwicklung wirksam förderten. Eine Überlieferung der Árpádenzeit ist auch die heute noch innige Verehrung der Heiligen Jungfrau; beide mittelalterliche Kirchen wurden ihr zu Ehren gebaut, und auch das Wappen der Stadt schmückt ihr Bildnis.

Auch die späteren Könige förderten die Stadt. Ruhe und bürgerlicher Wohlstand kennzeichneten das Leben der Bevölkerung besonders unter *Karl Robert*, was vor allem einem Verwandten des Königs, dem Bischof *Michael Széchenyi* zu verdanken war. Die im ganzen Land gebrauchte, sog. »Mark von Vác« war gleichfalls ein Zeichen des blühenden Wirtschaftslebens.

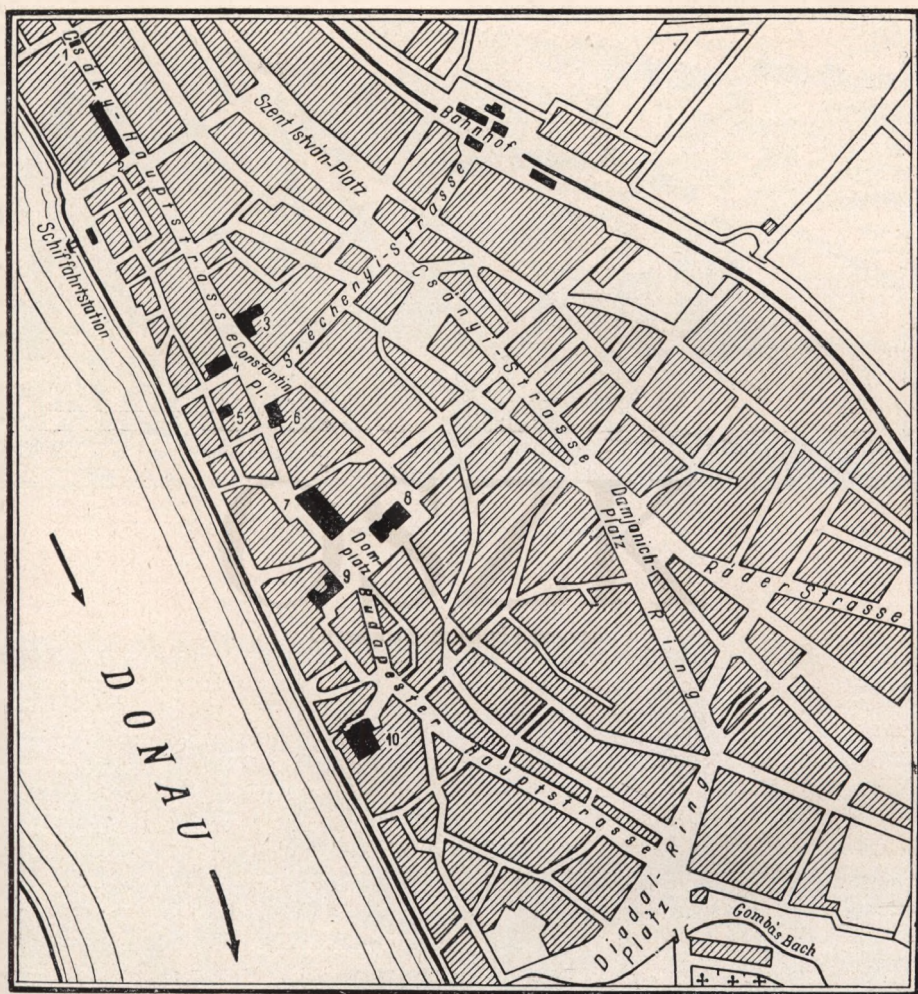
Seit dem Mittelalter ist die Geschichte der Stadt eng verknüpft mit der Tätigkeit ihrer Bischöfe, die nicht nur das geistige Leben, die Bildung förderten, sondern auch an der Landespolitik bedeutsamen Anteil

hatten, und jede Gelegenheit ergriffen, um die Aufmerksamkeit auf ihre Stadt zu lenken. Unter *Wladislaw I.* bekleidete Bischof Peter *Kecskéthy* das Kanzleramt, und ließ auch die Mitglieder des Landrates wiederholt zu sich kommen. Sein Nachfolger war der Humanist *Vinzenz Szilasi*, ein Liebling *Matthias Corvinus'*, den der König hier oft besuchte. Noch heute gedenkt das Volk in einem volkstümlichen Spruch des Bischofs, der seinerzeit die schädlichen Spatzen der Stadt ausrotten ließ, während die Geschichte manche seiner bleibenden Werke und Taten festhielt.

Zu einem wirklichen Bildungszentrum wurde die Stadt unter *Szilasis* Nachfolger, *Nikolaus Báthori*: zu dieser Zeit war sie neben *Buda (Ofen)*, *Esztergom (Gran)* und *Nagyvárad (Großwardein)* die bedeutendste Stadt des Landes. *Nikolaus*, der Sohn des Richters *Stephan Báthori* von *Ecsed*, mütterlicherseits ein Oheim *Matthias'*, übernahm die Bischofswürde im Jahre 1471. Er genoß eine humanistische Bildung — man nannte ihn den »Humanisten von der Geschmeidigkeit eines Italieners« — und trug stets *Ciceros* »*Tusculanarum Quaestionum Libri ad Brutum*« bei sich, ob er nun zu Beratungen zum König, oder — durch die heutige *Báthori-Gasse* — in die *Weinberge* ging. Wurde er darum verlacht, so verwies der König die Spötter und verglich den Bischof mit *Cato*. Der Dichter *Ugolino Verino* und *Peter Váradi* verherrlichten ihn, *Marsilius Ficinus* widmete ihm sein philosophisches Werk, der Theologe *Sebastianus Salvinus* stand mit ihm in Briefwechsel, *Galeotto Marzio*, dessen Schüler er war, wurde später zu seinem vertrauten Freunde, und besuchte ihn oft auf seinem Bischofssitz, wo sie gerne miteinander debattierten. Ausländische Gelehrte, Künstler, Sänger und große Humanisten lebten an seinem Hof, der so nach dem Vorbild des königlichen Hofes in *Buda* zu einem kulturellen Mittelpunkt der Renaissance wurde. Hier taufte er *Matthias Corvinus*, hier verhandelte er über den Streit zwischen *Giskra* und Kaiser *Friedrich*, hier ließ er *Giskra* in den Adelstand aufnehmen und schließlich hier versuchte er auf dem Reichstag von 1485 den Thron für *Johannes Corvinus* zu sichern.

Von den großzügigen Bauten, die *Báthori* aufführen ließ, blieben nur spärliche Reste auf uns. Eine künstlerisch besonders wertvolle Marmortafel ist in der Gruft der Kathedrale erhalten; sie stellt einen fein gezeichneten Drachen dar, der — wie die Sage berichtet — in dem Teich an der Stelle der heutigen Kathedrale lebte, und der nach Austrocknung dieses erst überwunden werden mußte, um die Stätte Gott weihen zu können. Wahrscheinlich rührt das Kunstwerk vom Dalmatiner *Jacobus Tragurinus* her, wie ja auch sonst dalmatinische und italienische Künstler und Meister an der Verschönerung der Stadt arbeiteten und Kunst und Gewerbe förderten. Die von *Ladislaus* dem Heiligen gegründete Kapitelschule wurde unter *Báthori* zu einer Hochschule erhoben. *Báthori* hatte vorzügliche politische Beziehungen, so daß ihn oft auch vornehme Ausländer aufsuchten. Auch der polnische Fürst *Siegmund* war einst bei ihm zu Besuch; an diesen erinnert der bei dem ehemaligen Zugang zur Gruft der Kathedrale aufgestellte *Jagellonische Adler*.

Báthori starb im Jahre 1506; seine irdischen Reste wurden in der Schloßkirche der Stadt beigesetzt. Mit seinem Tod hörte auch die weitere Entwicklung der Stadt auf, und eine Zeit des vollkommenen Verfalls folgte. Seine Nachfolger waren schwache Männer, die übrigens nach der



Stadtplan von Vác (Waitzen)

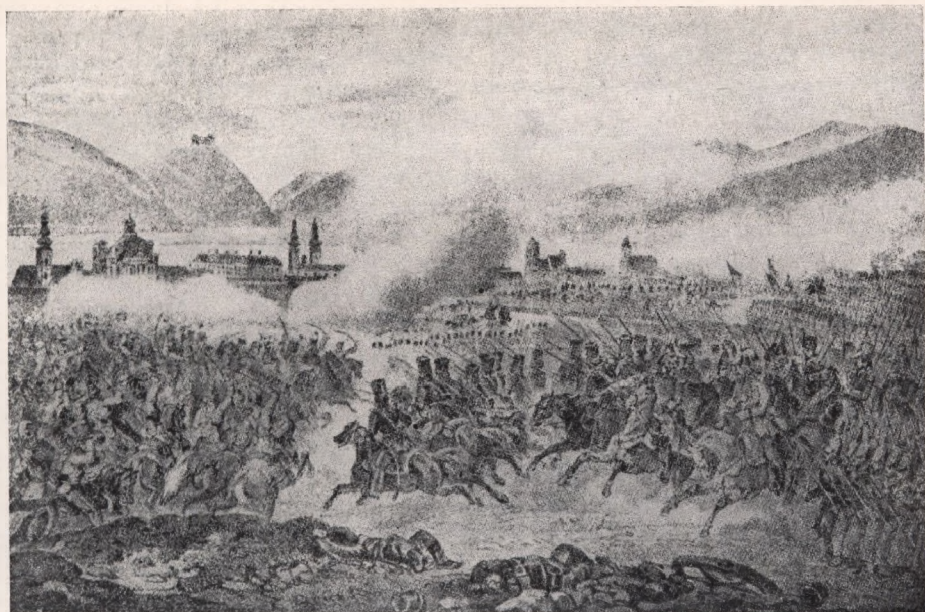
- | | |
|---------------------------------|---------------------------------------|
| 1. Steintor gegen Klein-Vác | 6. Kirche der Weissen Mönche |
| 2. Landeszuchthaus | 7. Ordenshaus u. Kirche der Piaristen |
| 3. Landesanstalt für Taubstumme | 8. Dom |
| 4. Rathaus | 9. Bischöfliches Palais |
| 5. Serbische Kirche | 10. Ordenshaus der Franziskaner |

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Honvédtruppen vor Vác (Waitzen) 1848



*Schlacht bei Vác (Waitzen)
Aquarell eines ung. Meisters in der Historischen Bildergalerie*

OSZK

Országos Széchényi-Könyvtár

verhängnisvollen Niederlage Ungarns andere Aufgaben zu lösen hatten. Unter ihnen verdient vielleicht Johann *Országh* erwähnt zu werden, der an der Schlacht bei Mohács teilnahm, und zu den wenigen gehörte, die mit dem Leben davorkamen.

Nach der Besetzung von Buda kam auch unsere Stadt unter türkische Herrschaft und wurde zu einer Grenzfestung, auf der anderthalb Jahrhunderte die Fahne des Propheten wehte. Während des fünfzehnjährigen Krieges kam an die Stelle des Halbmondes der Doppeladler und vom Jahre 1544 an wurde die Stadt der Schlüssel und die Vorstadt von Buda. Auch die Türken erkannten ihre strategische Bedeutung; als sie von Wallenstein in heftigem Sturm eingenommen wurde, besetzten sie die Türken im nächsten Jahr wieder, machten die Kathedrale im Jahre 1626 dem Erdboden gleich und liessen aus den Steinen neue Schloßmauern und Basteien bauen.

An Stelle der katholischen Kirchen erbauten die Türken ihre eigenen Moscheen; nach dem Bericht eines türkischen Reisenden fiel auf hundertfünfzig Wohnhäuser je ein Bethaus, außerdem gab es zahlreiche Schulen, in denen der Koran gelesen und gedeutet wurde. Die unterjochten Christen zogen sich in den Tabán genannten Stadtteil zurück und widmeten sich dem Weinbau, verarmten jedoch bald.

Ein Bischof der auf Mohács folgenden traurigen Zeit war der vorzügliche Humanist *Stephan Brodarics*, der die prächtigen Paläste *Báthoris* und die stolze Festung der Stadt noch gekannt und als Erbe übernommen hatte. Nach seinem Tode hörte die Stadt auf, Bischofssitz zu sein, da *Johann Siegmund* das Bistum als Pfandgut auf *Georg Fráter* übertrug. Erst nach der Wiedereroberung von Buda begann eine neue Zeit, als auch die Stadt endlich vom türkischen Joch befreit wurde.

Indessen lastete nach der Türkenherrschaft die Politik des Habsburgshauses auch auf der Stadt, wie auf dem ganzen Lande. »Eine zertrümmerte Stadt, vielmehr nur die Spuren einer Stadt« — so schildert *Matthias Bél* die damalige Lage. Nur einige gegen Himmel ragende russige Mauern erinnerten an die einstige Festung, und einige dürftige Hütten waren alles, was von der wiederholt niedergebrannten Stadt übrigblieb. Unter den Ruinen fand man kaum noch Spuren der gewaltigen Kathedrale, sowie der anderen Kirchen und Paläste.

Den zurückgekehrten Bischöfen fiel es zu, das Leben der Stadt den Überlieferungen entsprechend wieder in Gang zu setzen, den Wiederaufbau und die Neubesiedlung durchzuführen. Erzbischof *Leopold Kolonics* gewährte ihnen Vollmacht: die enteigneten Kirchen wurden von den Protestanten zurückgefordert, ihre Priester und Gläubigen aus der Stadt vertrieben. Die vertriebenen Protestanten verbargen sich in den umliegenden Tälern und Wäldern; erst später, nach der von *Josef II.* 1781 herausgegebenen Verordnung durften sie wieder in die Stadt einziehen. Bereits im Jahre 1712 liessen sie sich in dem späteren Klein-Vác nieder, das größtenteils auch heute noch von ihnen bewohnt wird.

Die Kulturarbeit des christlichen Mittelalters und die Denkmäler der Türkenzeit lagen in gleicher Weise in Trümmern, als der erste Bischof, *Nikolaus Balogh* in seine Residenz zurückkehrte. Er schuf Ordnung, und ließ die Kirchen und den Bischofssitz wiederherstellen. Zur Vermehrung

der zusammengeschrumpften Bevölkerung schickte die Wiener Regierung in die untere Stadt Deutsche, während die Ungarn die obere Stadt bewohnten und die Slowaken in der Umgebung der Festung einen eigenen Stadtteil besaßen.

Der Nachfolger Baloghs, Michael *Dvornikovich*, bemühte sich um die Wiederherstellung des Domkapitels, dessen Tätigkeit jedoch durch die Ereignisse des Kurutzenkrieges gehemmt wurde. Dompropst Andreas *Berkes* war einer der ersten, die an der Freiheitsbewegung teilnahmen; die Kurutzen schlugen ihr Lager wiederholt in der Stadt auf. Während der unterbrochenen Kämpfe konnte der Neubau der Stadt und der Diözese nicht fortgesetzt werden.

Berkes leitete lange Zeit die Angelegenheiten der Diözese, die erst 1718 in dem Grafen Michael Friedrich *Althann*, dem Gesandten des heiligen Stuhles und späteren Vizekönig von Neapel einen Bischof erhielt. Er war ein frommer Geistlicher, der mit seinem Nachfolger, dem Sohne seines Bruders, Politik und Pläne der Habsburger vereitelte. Sie waren trotz ihrer deutschen Abstammung gut ungarisch gesinnt und widmeten ihr Vermögen der kulturellen und wirtschaftlichen Förderung der Stadt, indem sie zahlreiche kirchliche, soziale und kulturelle Einrichtungen ins Leben riefen. Das barocke Gepräge der Stadt verkündet bis heute ihren Ruhm. (Schießhausbrücke, Dreifaltigkeitsdenkmal, Franziskanerkirche u. a. m.)

Den Wiederaufbau vollendete Graf Christoph *Migazzi*, den *Maria Theresia* so sehr begünstigte, daß sie ihn einmal auch in der Stadt besuchte. Zu Ehren dieses Besuches ließ der Bischof die Stadt von Hétkápolna bis Klein-Vác in Ordnung bringen, Paläste erbauen und neben dem Zuchthaus ein steinernes Tor errichten. Außerdem befahl er sämtliche Hunde auszurotten, die die nächtliche Ruhe stören könnten.

Auch nach dem Besuch der Königin förderte er die Entwicklung der Stadt mit allen Mitteln. Er vollendete den Bau der Kathedrale, ließ Schulen errichten und bedeutsame Reformen im Unterrichtswesen einführen. Zur Förderung des Wirtschaftslebens siedelte er in der Stadt Ackerbauer und Weinbauer an und gewährte ihnen gewisse Vorrechte. Die Erziehungsanstalt der adeligen Jugend — das »Collegium pauperum nobilium«, — die Englischen Fräulein, das Theresianum, die erste, nach den Grundsätzen des pädagogischen Realismus geleitete Schule, der Gartenbau, die Seidenraupenzucht und Pflanzung von Maulbeerbäumen, Viehzucht und Landwirtschaft verdanken ihm ihre Einbürgerung oder Entwicklung. Diesem Aufschwung folgte jedoch bald ein Verfall. Die Maßnahmen *Josephs II.* hemmten jede weitere Entwicklung: er stellte die Tätigkeit sämtlicher Institutionen im Unterrichtswesen und in der Volksbildung ein, setzte Militär in die Stadt, so daß diese auf das Niveau eines Dorfes zurücksank.

Am 15. Juli 1846 fuhr die Eisenbahn zum erstenmal durch die Stadt. Der Tabán genannte Stadtteil stand gerade in Flammen und ein großer Teil fiel — wie schon so oft — dem Feuer zum Opfer. Die Eisenbahn förderte die Entwicklung der Stadt einstweilen kaum, vielmehr beraubte sie diese ihres Marktes, so daß ein großer Teil des kauffähigen Publikums auch aus der ziemlich bewohnten Umgebung die Hauptstadt aufsuchen mußte.

Während des Freiheitskrieges von 1848 war die Stadt der Schauplatz zahlreicher bedeutsamer Ereignisse. Die opferwilligen Patrioten der Stadt opferten als erste die Glocken ihrer Kirchen für Kriegszwecke, wofür ihnen *Kossuth* persönlich mit folgenden Worten dankte: »Empfangen Sie den Dank der Nation für ihre erhabene Vaterlandsliebe! Der Klang ihrer Glocken, der sie zur Andacht in das Haus Gottes rief, ist nun in Kanonen gegeben und ruft sie auf das ruhmvolle Schlachtfeld. Unseren Feinden aber verkünden diese einstigen Glocken den Tod und rufen ihnen zu: Hände weg von Ungarn!« Die Bewohner sind auch heute noch stolz auf diese Worte *Kossuths*, der später der Abgeordnete der Stadt wurde.

In unserer Stadt versammelte General *Görgei* seine 5000 Soldaten, hier erließ er seinen Tagesbefehl, der irrthümlicherweise die Proklamation von Vác (Waitzen) genannt wird. Hier errangen diese Honvédtruppen am 15. Juli 1849 ihren letzten Sieg, als *Görgei* die *Tscherkessen Bebrutovs* aus der Stadt trieb, und die von General *Zássz* geführte russische Vorhut überwand. Auch die berühmten Truppen »mit der roten Mütze« des Oberstleutnants *Karl Földváry* trugen bei Hétkápolna einen glänzenden Sieg davon, dessen Erinnerung ein Denkmal festhält.

Infolge der Plünderungen der Russen verarmte die Stadt wieder und auch die Hoffnungen auf einen neuen Aufschwung nach dem politischen Ausgleich mit Österreich erfüllten sich nicht. Die fieberhafte Entwicklung der Hauptstadt brachte die Stadt dem Mittelpunkt des Landes immer näher, so daß sie Gefahr lief, zu einer Vorstadt zu werden.

Die Grenze von Trianon, die nun bereits verschwand, lief nach dem ersten Weltkrieg fast an der Stadt vorbei, so daß sich in dieser Zeit viele Flüchtlinge und Eisenbahnbeamte hier, in der Nähe der Hauptstadt niederliessen. Anfangs lebten sie in Eisenbahnwagen, später ließ die einsichtsvolle Politik der Stadt ihre Ansiedlung zu; durch die auf diese Weise entstandene Kolonie der Eisenbahnbeamten wurde der große Marktplatz, der eine ständige Staubwolke zwischen Bahnhof und Stadt bildete, und die Gesundheit der Bewohner stets gefährdete, zu einer Gartenstadt. Indessen finden die Bewohner ihren Erwerb meist anderwärts, in der Hauptstadt und deren Umgebung, besorgen auch ihre Einkäufe und befriedigen auch ihre kulturellen Bedürfnisse dort. Nach Vác (Waitzen) kommen sie nur, um auszuruhen, was der Stadt ein eigenartiges Gepräge verleiht, ihre Entwicklung jedoch hemmt und erschwert.

Die alten Stadtmauern bewahren die Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit, doch will die schaffende Gegenwart, die der einstigen Größe der Stadt ehrfurchtsvoll gedenkt, nicht ausschließlich in dieser aufgehen. Natur und Menschenwerk schufen hier in reicher Fülle alles, was Dichter, Maler, Gelehrte und Touristen anzuregen vermag. Eisenbahn und Schiff setzen den Reisenden im Herzen der Stadt ab. Am Konstantin-Platz, in der alten Bischofsstadt, bei der Kathedrale begegnen wir der Gegenwart, zwischen Hétkápolna und dem Zuchthaus aber treten uns auf Schritt und Tritt stimmungsvolle Bilder der Vergangenheit entgegen, während man in der Kurve von Deákvár eine herrliche Aussicht genießt: vor uns liegen die Berge von Buda (Ofen) und Visegrád, zwischen ihnen die Donau und vor allem Vác (Waitzen) selbst, das durch seine herrliche Lage fast alle Städte an der Donau übertrifft.

LIEBE

GYULA ILLYÉS

*Nie kann ich vergessen
Woher ich gekommen
Im Salon scheint's mir ich hab' den
Hund auch mitgenommen.*

*Leb' in eurer Mitte
Rede, schweige gerne
Und ich fühl, es blicken auf mich
Herden aus der Ferne.*

*Faßt mich die Verzagtheit,
Kommt der Wunsch ins Blühen :
Schlummern auf den moosduftenden
Heu bei unsren Kühen.*

*Es starb einst ein Kälbchen
Hier in meinen Armen,
Fühl mit dieses Tieres Leiden
Heute noch Erbarmen.*

*Seine letzten Blicke
Kann ich nie vergessen
Ich erkannte drinn die Trauer
Wortlos, ungemessen.*

*Um mich stehen, ums Herz,
Während ich noch schlafe
Des Großvaters rundgeäugte
Siebenhundert Schafe.*

*Schritt und sprach mit Gänsen
Mit Pferden nicht minder
Der Schönheitssinn ward gereift durchs
Pflegen unsrer Rinder.*

*Wenn ich meiner Liebsten
Antlitz streicheln könnte
Vogellegend' Wärme würd' sie
Fühlen meiner Hände.*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

DIE SCHLANGE

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

5.*

Das schlechte Wetter dauerte in der Tat an. Agnes fiel Albert Sárosi ein, und sie gingen ihm zu Liebe den anderen Tag nach Salo hinüber. Das Ehepaar Sárosi war wieder in Venedig, der Organist wollte dort ein Konzert abwarten. Agnes gedachte nun wieder der Kindheitserinnerung, sie sah sich im Kleid ihrer Mutter in Glockenrock und Hemdbluse. Wenn sie wieder in Pest sind, wird wahrscheinlich ganz Italien in das Perlmutterbild zurücksinken; sie wird sich genau an das Panorama aus der Jahrhundertwende erinnern, das Ladislaus haßt und verachtet.

Salo träumte in einer stillen felsigen Bucht. Der braune Dom reckte sich über die Dächer. Die Leute waren hier arm und schwärmten für Musik. In alten Zeiten luden sie jeden berühmten Musiker ein, denn damals in jenen bescheidenen Jahrhunderten hatte auch ein solch verlassenes Nest Anspruch auf Kunst. Und die Künstler kamen auch über die Berge, nach Salo in der stillen Bucht, am Fuß des kahlen Berges, und verlangten nichts als Gastfreundschaft und Musikbegeisterung. Antegnati, der große Mailänder Meister spielte auch auf der Orgel, und in der Nähe des Domes wohnte der Erfinder der Geige.

Es war launisches Wetter. Sie spazierten am Ufer entlang, die Wolken verzogen sich, ein plötzlicher Sonnenstrahl schoß auf den Dom nieder. Bis zur Abreise hatten sie noch gute anderthalb Stunden, und setzten sich auf eine Kaffeehausterrasse. Agnes ging für einen Moment hinein. Als sie zurückkam, sah sie, daß Ladislaus nicht mehr allein war. Auf dem Tisch dampften drei Mokkatassen. Der Herr, mit dem er saß, schien ein guter Bekannter zu sein, den Ladislaus an ihren Tisch gerufen hatte. Er saß mit dem Rücken zur Tür, sie sah nur sein etwas schütteres Haar. Als sie sich erhoben, war er um einen halben Kopf kleiner, als ihr Mann. Es war Ákos Kantu.

Sie hatte ihn sich nicht so vorgestellt. Seit dem Gespräch in Mailand fiel er ihn ein-zweimal flüchtig ein, auf einer Ruderpartie sprachen sie auch über ihn. Ladislaus erzählte, daß Ákos Kantu aus einer Militärschule in sein Gymnasium kam, später waren sie Kollegen auf der Universität. Weiter kam er nicht: sie erblickten den Olivenwald und wollten ans Ufer gehen, wobei sie das Abenteuer im Schilf hatten. Ákos hatte einen »falschen Blick«, vielleicht war dies der Grund, daß er eine Brille trug.

— Frau Sárosi erzählte viel über Sie — sagte er heiser. Er war ungefähr seit zehn Tagen in Salo, erzählte er Ladislaus, und sah inzwischen Agnes an. Sie merkte bald, daß die beiden Männer die gleichen Ansichten, den gleichen Geschmack und wahrscheinlich dieselbe Bildung haben, und sich trotzdem

* Vgl. 1—4 im Januarheft.

nicht leiden können. Ihr Mann sprach früher nie über diesen Menschen. Nun ertönte die Schiffsirene zum erstenmal; Ladislaus wollte zahlen, aber Ákos sagte :

— Bleibt doch noch. Ich habe meinen Wagen, ich werde euch nach Hause fahren.

Ladislaus wollte ablehnen, aber Agnes schlug schon freudig die Hände zusammen. Ákos winkte lächelnd ab.

— Ach, freuen Sie sich nicht zu sehr, es ist nur ein altes Vehikel. Neulich hat es mir auch übel mitgespielt. Ich hatte in Verona zu tun, und auf dem Rückweg blieb es in Torbole einfach stecken. Ich mußte im Hotel übernachten.

— Am Seeufer?

— Ja.

Agnes und Ladislaus warfen sich einen Blick zu. Dies war also der hustende Nachbar.

Der Wagen war ein kleiner Viersitzer. Agnes saß vorne. Anfangs versuchte ihr Mann, nach vorne zu sprechen, aber der Wind trug die Stimme davon. Er sagte etwas vom vorsichtigen Fahren. Ákos begann erst nach einigen Minuten zu sprechen.

— Ich sah Sie voriges Jahr öfter in der Oper. Sie trugen ein schwarzes Kreuz am Hals.

Der See überredete die Wolken, zu erröten. Rosa paßte zu seinem Blau gut.

— Ich hatte ein Abonnement. Sie auch?

— Nein, für mich zahlt sich das nicht aus, ich lebe nicht in Pest. Ich ging mit dem Abonnement meines Vaters. Aber zweimal blieben Sie aus.

— Auch das wissen Sie? Ich war krank. Und einmal ging Laci mit meiner Karte.

— Ich weiß, wir gingen nachher gemeinsam essen.

Auch darüber hatte Ladislaus nicht gesprochen. Der See verschwand, sie rasten durch ein steiles Dorf, der Wagen fuhr vorzüglich.

— Sassen Sie hinter mir?

— Dann hätte ich doch nicht Ihr Kreuz gesehen. Nein, ich war zwei Reihen vor Ihnen. Ich sah sogar, daß Sie Norma beweinten.

— Ich weine leicht. Ich wollte Sängerin werden, aber statt mit der Stimme, kann ich der Melodie nur mit dem Weinen folgen.

— Und ich wollte eine Zeit Maler werden. Da können wir uns die Hand reichen.

Mit der linken hielt er das Steuer, die Rechte reichte er Agnes. Sie kamen eben zu einer scharfen Biegung.

— Drücken Sie mir nur ruhig die Hand, ich kann auch mit einer lenken.

Agnes fühlte einen zärtlichen und starken Händedruck. Er war ihr nicht unangenehm. Ladislaus rief irgendwas, wahrscheinlich mahnte er wieder zur Vorsicht. Ákos verlangsamte ein wenig das Tempo, um dann mit voller Geschwindigkeit in die Biegung zu gehen. Er fuhr kühn und sicher. Sein Schenkel berührte ihren. Sie zog sich in die Ecke zurück.

— Bleiben Sie lange in Torbole?

— Vielleicht noch vier-fünf Tage, Laci hat etwas in Verona zu tun, aber es ist vorläufig noch ein Geheimnis. Ich glaube, wieder ein Kunstdenkmal. Schade, denn Italien wird eben jetzt schön.

Sie erschreck, daß Ákos sie mißverstehen könnte und fügte rasch hinzu :

— Ich bin lieber hier, als in den Städten. Sie auch?

Der Mann nickte.

— Im vorigen Jahr war es das erstemal, daß ich den Winter in der Stadt verbrachte. Nur in Griechenland, oder auf dem Lande kann man wirklich leben.

Ein Engländer kann so etwas bescheiden, ahnungslos sagen, aus dem Munde eines Ungarn klingt es wie Prahlerei. Agnes war der Satz unsympathisch.

— Und konnten Sie dies auch erreichen? Hatten Sie dazu Zeit und Geld? Der Mann fühlte nicht die Ironie.

— So halb und halb. Jedenfalls besser, als Kölcsy, der Dichter. Ich erwähnte ihn, weil er mein Landsmann, und mein entfernter Ahne war.

Über die Straße breitete sich schon die Dämmerung, Ákos knipste das Licht an. Gegenüber leuchtete der Bardolino im Abendlicht.

— Kölcsy sehnte sich nach Amerika und nach Griechenland, und blieb in einer alten ungarischen Kurie stecken. Ich war in Amerika und in Griechenland und lebe monatelang in einem alten Landhaus. Mit einem Wort, ich habe beide Lebensarten versucht. Sie sollten einmal mit ihrem Gatten in das alte Haus kommen. Die Zimmerdecken sind noch gewölbt.

Der See wurde schmaler, am jenseitigen Ufer war schon Torbole zu sehen.

— Womit beschäftigen Sie sich eigentlich?

— Wie ich schon sagte: ich lebe auf dem Lande und in Griechenland.

— Aber nun sind Sie doch hier.

— Nun bin ich hier.

Beide Sárosis hatten recht: Ákos ist intelligent, aber auch unsympathisch. Ákos dürfte ihre Gedanken erraten haben, denn er sagte, gleichsam versöhnend:

— Das Gut gehört übrigens meiner Schwester. Es ist nicht groß, zweihundertachtzig Morgen.

— Und davon unternehmen Sie Reisen?

— Davon zahlt meine Schwester die Schulden meines Vaters. Ich habe auch dem Alten gesagt, er sollte dort unten wohnen, wir würden alle drei besser auskommen. Aber er ist ein Stadtmensch, ebenso wie Laci. Trabrennbahn, Kaffehaus, Konzert, das ist sein Tagesprogramm.

— Aus ihrer Stimme höre ich doch, daß Sie ihn gut leiden mögen.

— Hört man dies aus der Stimme?

— Wie bei Laci, wenn er über die Etrusker spricht.

Sagte sie das spöttisch oder zärtlich? Er konnte es nicht entscheiden.

— Ja, ich liebe ihn wirklich. Der Arme siecht in einer kleinen Wohnung in der inneren Stadt dahin.

— Siecht er dahin?

— Natürlich siecht er dahin, wenn man ihm fortwährend den Wein entzieht. Die Ärzte wollen in neuester Zeit, daß die Menschen ohne Gift leben mögen. Aber mein Vater geht ohne Wein und ohne italienische Musik zu Grunde. Man müßte ihm beides erlauben. Am glücklichsten ist er, wenn er etwas benebelt in ein Konzert gehen kann. Unlängst fand ich in seinem Schrank einen Haufen Noten. Er kennt die Noten nicht, und hat sie aus blosser Andacht von einem Bekannten entlehnt. So steht er auch mit dem Wein. Aber die Frauen haben sich mit den Ärzten verbündet und kichern schon, wenn er nach dem Glas greift. Natürlich erreichen sie damit nichts, und schrecken den Alten nur von den Menschen ab. Dann trinkt er zu Hause im Bett.

— Man sollte ihm eine Arbeit geben.

Ákos lachte.

— Nein, ihn sah wirklich noch niemand arbeiten. Er steht nachmittag auf, wandelt in die innere Stadt, trifft einen Jokey von der Rennbahn, fragt den Pförtner des Kasinos nach Neuigkeiten, entdeckt ein Antiquitätengeschäft in der inneren Stadt, plaudert mit einer berühmten Schneiderin, erfährt, daß die linke Brust der Gattin des neuen Ministers welker ist als die rechte, und daß man in ganz Budapest kein schwedisches Wasserglas zu kaufen bekommt, ersteht ein Jagdtagebuch aus Alaska, verfolgt ein Stück seinen Freund, der wieder mit seiner gewesenen Frau eingehängt in den kleinen Gässchen geht, kontrolliert den Wasserstand der Donau, bespricht an der Ecke der Váci-Gasse, daß der alte, paralytische Vranýák doch der beste Herzspezialist ist, besichtigt die neuen Augengläser bei Calderoni, grüßt auf der Trabrennbahn recht freundlich Alexander Hunyady, geht zum Abendessen in die Gastwirtschaft Holub, trifft einen gewesenen Regimentskameraden und geht ihm gleich durch, weil der Arme seinen Verstand vertrunken hat und er dies sehr verachtet, trinkt einen Mokka bei Frau Lenkei, für die er seit zwanzig Jahren schwärmt, was ihn nicht hindert, auch ihren beiden Schwestern den Hof zu machen, und ist im Geheimen dankbar, daß alles so ist, wie es ist; er freut sich über den taktvollen Korb der drei Damen, mit dem sie die ewige Freundschaft besiegelt hatten, und begleitet sie jedes Jahr an den Plattensee, nachdem sie seit Jahren gemeinsame Reisepläne nach Paris gemacht haben. Diesen Mann wollen Sie zur Arbeit zwingen? Das ist doch ein Fund aus der Steinzeit.

— Sagen Sie das nicht so wegwerfend. Auch mein Vater war ein wenig so.

— Ich kannte ihn vom Sehen her.

— Offenbar kennen Sie Pest doch.

— Nur auf der Durchreise nach Griechenland.

Das Gespräch war wieder verdorben. Dieses Griechentum in der ungarischen Provinz war seine fixe Idee.

Sie kamen eben zum Abendessen nach Hause. Ákos entschloß sich bis zum nächsten Tag zu bleiben. Er verlangte sein Zimmer von neulich und bekam es auch. Dann borgte er sich von Varrós Kamm und Seife.

— Das hätten wir also — sagte Agnes, als sie allein im Zimmer blieben.

— Mein Gott, es macht doch nichts.

— Aber ich weiß, daß du ihn nicht leiden kannst.

— Sag lieber, daß Ákos die Männer nicht leiden kann.

— Ist er ein Schürzenjäger?

— Nein, mehr. Er ist dämonisch. Wenn ich manchmal sage, ein Dämon sei männlich, so denke ich an ihn.

Agnes lächelte nervös.

— Und du glaubst daran?

— Gewiß. Nur ein halbgebildeter Mensch schämt sich seines Aberglaubens. Ákos konnte zuweilen wirklich teuflisch sein.

— Aber mit wem denn? Angeblich lebt er meist auf dem Land.

Ladislaus schlüpfte aus dem Hemd.

— Er kam viel in der Welt herum. — Und er summtte Leporellos Arie: »sechshundert in Frankreich, in Deutschland waren es der Frauen zweihundert...«

Plötzlich mußte er sich schämen. Es sah aus, als wenn er selbst ein verätherischer Diener wäre.

— War er wirklich in Griechenland? Er prahlt damit, man könnte nur dort und auf dem Lande leben.

— Soviel ich weiß, war er dort. Aber paß auf: er lügt gerne ein wenig. Der Sohn eines Trinkers...

— Ich sagte doch, du magst ihn nicht...

Bald darauf ging Ladislaus hinunter, um das Abendessen für drei Personen auf ihr Zimmer zu bestellen. Sie dachten, es wäre stimmungsvoller, und auch netter, oben zu essen. Agnes blieb allein vor dem Spiegel, der Kamm knisterte in ihren Haaren. Inzwischen beugte sie sich zum Spiegel und untersuchte kritisch ihre Augen. Sie waren am Rand gerötet, als wenn sie im Schlaf geweint hätte. Wenn sie wach war, weinte sie selten, bei Ladislaus ging das viel leichter. Aber die Welt verschweigt heuchlerisch, wie leicht die Männer weinen.

Man klopfte an der Tür. Sie wunderte sich ein wenig. Sie war noch nicht fertig. »Herein« rief sie nach kurzem Zögern, und spürte dann eine Enttäuschung, zugleich aber auch eine Erleichterung. Es war nicht Ákos, sondern die Hausfrau mit zwei Mädchen, um persönlich ihre Arbeit zu beaufsichtigen. An ihren Kleidern blieb beizender Rauchgeruch hängen. Unten in der Küche wurden Fische, Pilze, Kartoffeln, Zwiebel, Tomaten gebraten, der Wirt goß den Bordolinowein in die Flasche. Der älteste Sohn machte der Mutter wieder Sorgen; er hatte mit den Lohndienern des anderen Hotels gerauft. »Er ist verliebt, der arme Kerl« sagte sie vorwurfsvoll zu Agnes.

Die beiden Männer traten gemeinsam ein. Sie waren am Seeufer gewesen, dies verriet die Nelke in ihrem Knopfloch. Worüber sie wohl sprechen mochten, kühl und einmütig? Männer interessieren nur Gedanken wirklich, und dennoch können sie nicht bloß durch Gedanken Freunde werden. Vielleicht wiederholten sie ihren parallelen Monolog über das dreitausend Jahre alte vulkanische, überschwegliche Italien. Das Eine wußte sie schon, daß Süditalien und Sizilien ihre gemeinsame Liebe ist.

Die Zeremonie fing mit dem Wirt an: er brachte die italienische Gemüsesuppe, in der ein ganzer Gemüsegarten schwamm. Agnes teilte sie aus.

— Dieses Kreuz am Hals steht dir gut — sagte Ladislaus. — Du könntest es wirklich öfter tragen.

In Agnes Hand zitterte ein Teller.

— Es paßt nicht zu meiner abgebrannten Haut. — Und zu Ákos: — Das Kreuz gehörte Lacis Mutter.

Der Bardolino ist ein männlich-herber Wein; er schmeckte ihnen anfänglich nicht allzusehr. Doch der reine Wein wartet, wie die reine Seele ruhig bis zum endgültigen Sieg.

— Signori, i pesci! — verkündete der Wirt. Er stand breitspurig in der Tür und hielt die Fischplatte in die Höhe. Hinter ihm kam finsternen Blickes der Sohn mit dem Salat; Falstaff und Romeo. Mit der Zeit wird auch aus Romeo ein Falstaff, tröstete sich Agnes, gleichsam als Entschuldigung vor der gekränkten Mutter. Don Juan aber bleibt auch krank und alt Don Juan: ein bissiges Raubtier. Wie komisch und ermüdend dies sein muß, wenn ein Mann stets Hunger hat. Ist er ein Schürzenjäger? fragte sie Ladislaus vor einer Stunde. Mehr, er ist dämonisch! Und nun hört sie, wie Ákos sagt:

— Während der Fahrt bat ich bereits deine Frau, ihr sollt einmal nach Érszilvás kommen.

— Das ist sehr weit.

— Nicht weiter, als dieser See.

— Aber dort gibt es keine Etrusker — warf Agnes dazwischen.

— Wer weiß? Ich habe dort ein Zimmer, an der einen Wand hängen alte Siche, Jagdbilder, auf der anderen eine Menge Photographien aus Pompei, Delphi und Eleusis, man fühlt sich halb in einem Stall, halb in einem Orakel.

— Sie sind genau so, wie Laci. Ich glaube, Sie würden vieles darum geben, hätten Sie im Altertum leben können.

— Ich lebe noch im Altertum. Ich lebe wie jemand, der noch in die alten mystischen Geheimnisse eingeweiht ist.

Ladislaus sah ihn lange nachdrücklich an.

— Ich glaube nicht, daß Agnes verstehen würde, was du meinst. Bei diesen mystischen Feiern vereinten sich die Menschen mit dem Gott in der Liebe. Aber die Alten verrieten es nie, ob sie nur an die irdische oder himmlische Liebe dachten, oder an beide. Bist du in beide eingeweiht? Oder willst du sagen, daß das, was bei einem anderen Schuldbewußtsein hervorruft, dir eine religiöse mystische Freude bringt?

Agnes klopfte auf das Glas.

— Meine Herren, wir wollen deutlicher sprechen. Tagsüber bilde ich mich schon genug.

Ladislaus mußte lächeln.

— Du hast recht, Agnes. Es ist ganz gut, wenn uns die Frauen manchmal zurechtweisen. Der Mann quält sich das ganze Leben hindurch mit erfundenen Gegensätzen. Faust und Don Juan, Apollo und Dionysos . . . — ihm war es schwindlig, der Wein stieg ihm in den Kopf, es war herrlich, so aufgelöst zu sprechen. — Bisher hielt ich auch uns beide für solche Gegensätze. Agnes verspottete mich vorher mit den Etruskern, ich liebe sie in der Tat, aber nur als neidischer Betrachter. Du aber warst in meinen Augen der wahre Etrusker, der auf einer Grabsteinplatte das Weib umarmt und über alles Leid und unsere Hemmungen hämisch lacht . . . Erinnerst Du dich, in Paris . . .

Agnes war betroffen.

— Auch in Paris wart ihr beisammen?

Ladislaus stand auf und öffnete das Fenster.

— Furchtbar diese Hitze. — Dann setzte er sich wieder und trank die zweite Tasse schwarzen Kaffee. — Mit einem Wort, ich hielt uns beide für Gegensätze, und dich für den glücklicheren.

— Ganz ohne Grund. Auch ich bin nur ein Mensch.

Ironie und schlechte Überlegenheit lagen in seiner Höflichkeit. Agnes hörte ganz genau den Farbenklang der Worte. Ihr Gatte zahlte unbewußt mit Gold, der Andere warf Blei dazwischen. Sie wollte Ladislaus zurückhalten. Aber dieser verstummte von selbst; offenbar war das protestantische Schweigen noch stärker als der Wein. Aber nur für einige Minuten. Er füllte die Gläser und stieß mit Ákos an.

— Weißt du, daß wir zuhause auch gewölbte Zimmerdecken haben?

— Wirklich? Ich würde sie mir einmal gerne ansehen.

— Darum sagte ich es eben. Heute in zwei Monaten wiederholen wir dieses Abendessen zu Hause.

Ákos wandte sich an Agnes.

— Das wird mir wirklich eine Freude sein. — Er zog seinen Taschenkalender hervor und notierte sich den Tag. — Als Revanche essen wir heute in drei Monaten im italienischen Restaurant. Sind Sie nicht müde, Agnes?

Es war das erstemal, daß er sie beim Namen nannte. Agnes war von der Fahrt, dem Wind und dem vielen Essen in der Tat etwas müde; sie fühlte, daß sie dunkle Ringe unter den Augen haben muß. Sie nahm ihren Spiegel hervor; ihr Haar glänzte, der dunkle Hof hob ihre langgeschnittenen blauen Augen seltsam hervor. Sie war zufrieden mit sich.

— Bleiben wir noch — sagte sie wieder lebhafter.

Die Tür ging auf und der Wirt erschien, mit einer Flasche Alt-Veroneser Wein. Er brachte sie als Geschenk, wechselte die Gläser, goß ein und hob das dunkelrote Getränk mit Würde empor. Es war ein scharfer Wein, ein Kind des Nordens, der den Gast mehr noch als Frauenworte zum Bleiben zwang. Sie sprachen ein wenig über Verona, diese hagere, dürre, vornehme, etwas nördliche Stadt; Agnes hatte schon jetzt Angst vor ihr. Ladislaus griff nach ihrer Hand; das ganze dauert ja nur einen Tag, bat er etwas gebieterisch. Aber warum verbringen wir nicht lieber einen Tag mehr in Venedig mit Sárosis? entgegnete Agnes schmollend. Der Gast nahm wieder sein Notizbuch.

— Ich kann euch ein nettes kleines Hotel in Venedig empfehlen, auch Sárosis schickte ich dorthin. Hier ist es! C... P...

Ladislaus ließ ihre Hand los.

— Auch wir wohnten dort, bei der Herreise.

— Ich auch. Wie klein die Welt ist.

Ladislaus zögerte.

— Wann war das? — fragte er bedrückt.

— Vor zehn oder vierzehn Tagen.

— Also zur gleichen Zeit wie wir. Erinnerst du dich nicht an deine Zimmernummer?

— Doch. Ich hatte Zimmer siebzehn.

Sie wohnten in Zimmer neunzehn. Ladislaus blickte seine Frau an. Sie schien über etwas nachzudenken. Das Tischtuch hatte schon rote Weinflecken, auf dem Teller Ákos' qualmte eine schlecht abgetötete Zigarette. Ladislaus berührte seine Frau an der Schulter.

— Du bist doch müde, Kleine.

Agnes schrack auf.

— Aber nein, nicht im Geringsten. Mir ist nur zufällig die Schlange eingefallen. — Sie wandte sich an Ákos: — Vorgestern hatten wir ein komisches Abenteuer, wir sahen eine Schlange im Schilf und wären fast mit dem Boot umgekippt.

— Schade, daß ich die Schlange nicht sah, ich liebe Schlangen.

— Du kannst sie dir morgen ansehen — warf Ladislaus trocken ein.

— Würden Sie sie auch anfassen? — fragte Agnes plötzlich. — Ich hätte sie beinahe angefaßt. — Und sie lachte verlegen. — Ich kann es noch heute nicht verstehen, wie mir das einfallen konnte.

— Freilich würde ich sie anfassen! In Érszilvás habe ich eine zwei Meter lange Natter im Garten, eine gute Spielfährtin aus meiner Kindheit.

— Was kann man schon an einer Schlange lieben? — sagte Ladislaus. — Ein kaltes Reptil, das nach verdorbenem Fisch riecht.

— Aber wie klug und sprechend sind die Augen! Man sieht, daß diese Augen vor der körperlichen Form geschaffen wurden. Es ist schon lange meine Überzeugung, daß Gott sich der Schlange zuliebe endgültig für das Festland entschied. An der Form besserte er inzwischen wohl schon manches (und er wies auf Agnes), aber das Auge ließ er unverändert. Wenn du schon so das Altertum liebst, dann liebe es mit all seinen Instinkten, nicht nur durch deine christlichen Ängste.

Ladislaus war schon gereizt.

— Mir ekelt biologisch vor ihr, nicht religiös.

— Das glaubst du nur. Streife die biblische Angst ab und du wirst auch die Schlange lieb gewinnen. Die Alten hielten sie als Haustier, und trugen sie um die Schultern.

In diesem Augenblick erschien vor Ladislaus die Nacht in Venedig. Dionysos wandelt auch heute in der Welt, Frauen mit Schlangen umtanzen ihn, er ergreift bald diese, bald jene aus dem berauschten Reigen. Vor wenigen Tagen streifte er in ihrer Nähe umher, wie ein Tiger, heute lauert er hier auf Armeslänge, sprungbereit. Fast anderthalb Jahre waren sie Zimmergenossen in Paris, er kannte seine Kraft. Dieser Mann ist längst darüber hinaus, daß man ihn einen Schürzenjäger nennen könnte. Die Schlange war seine Botin; sie meldete regungslos, der Räuber sei angekommen.

Der Wein ging aus. Es trat eine kleine Stille ein, Agnes rauchte ihre Zigarette zu Ende, dann erhoben sie sich. Ákos ging in sein Zimmer hinüber, der älteste Sohn trug den Tisch und das Gedeck hinaus, »buona notte« — sagte er gerührt. Er war erleichtert, den dritten nicht mehr sehen zu müssen, auf den Gatten war er eigentlich nicht eifersüchtig.

Sie lehnten sich eine Weile noch zum Fenster hinaus, hinter dem Haus schien der Mond, es war eine helle Nacht. Ladislaus deutete mit dem Kopf nach dem See.

— Manchmal ist er recht böse. Angeblich gibt er die Toten nicht heraus.

Agnes antwortete nicht. Das große Schweigen war voll rätselhaftem Rauschen. Ladislaus wurde jetzt lebhafter.

— Sieh doch, wie schön nun die Welt ist. Kein einziger Stern will die Ordnung stören, es fällt ihm nicht ein, sich auf uns zu stürzen und eine halbe Welt zu zerstören. Der letzte Komet fiel in Sibirien. Als ob er gewußt hätte, daß er ein Störfried sei, fiel er in die Wüste und entzündete einen trockenen Wald. Obwohl er doch auch auf Rom hätte fallen können. Vielleicht hielt ihn das Schuldbewußtsein zurück.

Agnes trat vom Fenster zurück.

— Sag Laci, hast du unser Leben nie bereut?

Der Mann war nicht überrascht.

— Nie!

Agnes strich ihm zärtlich über die Wangen. Man sah an ihrem Mund, daß sie mit dem Weinen kämpfte.

— Du willst noch etwas sagen — half er ihr. Sie lächelte durch Tränen.

— Bist Du mit mir zufrieden?

— Ja, Agnes. Sehr! Aber das könnte eher ich fragen.

Ermutigend und besänftigend neigte er sich über ihre Lippen. Sein Kuß schmeckte kühl. An diesem Abend sprachen sie nicht weiter.

6.

Ladislaus wartete, bis seine Frau einschlief. Dann ging er aus dem Zimmer und klopfte an der Tür des Nachbarzimmers. Ákos las noch in einem Buch. Er griff nach der Brille, auf dem Nachttisch, wie nach einem Revolver.

— Du bist es? — Aber er war nicht erstaunt, legte das Buch bei Seite und bot ihm Platz an. Ladislaus setzte sich.

— Ich wollte dich darum bitten, aus unserem Leben zu verschwinden.

— Nun, dies ist ziemlich grob gesagt. — Ákos stand auf und warf sich den Morgenrock um. — Wie ich sehe, werden wir eine längere Besprechung haben.

— Das glaube ich nicht, Ákos. Wenigstens habe ich nichts mehr zu sagen. Verschwinde aus unserem Leben.

Der andere richtete sich auf.

— Sage es wenigstens umgekehrt. Die Frauen verschwinden aus meinem Leben, und nicht ich aus ihrem. Übrigens, auch dies ist nicht richtig. Sie verschwinden nicht einmal ganz, ich halte sie auf dem Horizont.

— Du bist in der Tat niederträchtig.

— Möglich, aber es kommt selten vor, daß die Frauen darum leiden. Du würdest sie mehr quälen. Du und Agnes, lebt ihr nicht gut?

— Vorzüglich. Das ist keine Pester Ehe. Ich habe dich nicht aus Schwäche oder Feigheit gebeten, zu verschwinden.

— Ich würde gerne auch sie fragen.

Ladislaus lächelte traurig.

— Das wäre überflüssig. Agnes ist nicht immer glücklich. Das weiß ich.

— Siehst du. Wenn ich auch aus deinem Leben verschwinde, so ist es doch nicht sicher, ob du sie halten kannst.

— Jedenfalls würde ich sie vor dir bewahren. Aber ich hasse den Kampf, das Blut . . . Nur dies ist mein Grund, warum ich dich bat.

Ákos setzte sich auf das Bett und legte unerwartet den Arm um die Schulter seines Besuchers.

— Versuche es, leichter zu leben — bat er fast zärtlich. — Sei leichtsinniger, schlechter, was weiß ich . . . Auch sie wäre glücklicher. Ich habe manchmal mit Sárosis über euch gesprochen. Du schleppst deine Frau auf einen Felsen hinauf, zeigst ihr die Welt zu euren Füßen, erzählst mit Schwung, wie häßlich und krank sie sei, und setzt sie dann auf den kalten Steinfelsen. Aber auch die Frauen lieben die Süsse der Welt, besonders eine Frau, die Neigung zur Melancholie hat.

— Du kennst sie gut — seufzte Ladislaus.

— Ich kenne sie, denn sie gefällt mir sehr. Ich habe sie im Winter in der Oper und in Geschäften beobachtet. Ich bin ihr nachgestiegen, wenn Du es wissen willst. Und sie muß eine reine Frau sein, denn sie erinnerte sich nicht, mich jemals gesehen zu haben. Ich wußte auch, daß ihr hier seid.

— Schon in Venedig?

— Dort noch nicht. — Er mußte lächeln.

— Übrigens, wie ich bemerkte, hattest Du mich damals behorcht.

— Ja. Zum Glück hat Agnes geschlafen.

— Möglich aber, daß sie im Schlaf alles hörte. — Er hob die Hand hoch. -- Entschuldige, nun war ich in der Tat geschmacklos. Ich möchte wirklich nicht,

daß unser Gespräch in Roheit ausartet, ich will dir helfen. Ich sah oft genug in Paris, wie du leiden kannst. Du bist der einzige Mann, den ich schonen könnte.

— Mit einem Wort, wir haben uns verstanden?

— Gut. Ich blieb ja nur wegen euch hier, ich war schon vorgestern hier, dem Wagen fehlte nichts. Aber dann habe ich mir die Sache überlegt und fuhr früh am Morgen nach Salo zurück. Ich ahnte, daß ihr Sárosi zuliebe hinüberkommen und daß wir uns dann zufällig treffen würden. Mit dem dritten Schiff seid ihr tatsächlich gekommen.

Ladislaus blickte auf.

— Woher wußtest du, daß wir hier sind?

— Therese schrieb es mir.

Es wurde still.

— Nun verurteilst du diese Frau, aber du hast nicht recht. Das verstehst du nicht.

— Natürlich verstehe ich das. Sie liebt dich noch immer und wird dir zuliebe sogar zur Kupplerin.

Ákos winkte ab.

— Worte, nichts als Worte! Sie schrieb es ahnungslos, nur um etwas zu schreiben, nur um auf die achte Seite zu kommen. Mir zuliebe würde sie sich vielleicht gegen Agnes versündigen, aber gegen dich, niemals. Dazu bedauert sie dich viel zu sehr. Ich kann sie verstehen.

In diesem Augenblick schien es fast, als ob sie sich lieben würden.

— Erinnere dich nur, einmal, als du noch unverheiratet warst, kam ich aus einer Gesellschaft zu dir. Ich war zu müde zum Sprechen und bat dich, etwas Musik zu machen. Und die Platten kamen, eine nach der anderen : der Doppelgänger, Didos Klage, Orpheus, Norma . . . lauter verlassene Geliebte. Ich fragte noch, ob du die Platten nur zufällig gekauft hattest? Du konntest keine Antwort geben. Aber ich kann dir antworten : es war kein Zufall. Warst du vom Herzen verliebt? Hattest du Freude daran?

— Ich habe stets leidenschaftlich geliebt.

— Inzwischen aber hast du auch die schönste Verbindung in Qual verwandelt. Hoffentlich weißt du, daß dies nicht die richtige Liebe ist. Liebe ist Wiedergeburt und nicht Tod.

— Ich weiß es.

— Trotzdem suchst du die Qual. Agnes erzählte, daß du kein Gift liebst, keinen Kaffee trinkst, nicht rauchst, nicht trinkst. Indessen nimmst du das stärkste Gift, die Liebe voll Selbstqual. In den Legenden der wahren Liebe kämpft der Frühling mit dem Winter, zum Schluß siegt stets der Frühling und steigt aus der Unterwelt empor. Du sehnst dich in die Unterwelt, du lockst Eurydike hinab, statt sie heraufzuführen. Ich, mein Lieber, führte sie stets herauf.

— Daran habe auch ich schon gedacht. In Mailand, vor einem Blumenladen. Agnes ging schlafen ; ich blieb allein auf der Straße. Ich hatte Zeit, über unsere Ehe nachzudenken. Den ganzen Abend gingst du mir im Kopf herum.

— Wenn du öfter Angst vor mir hättest, könnte dich das vielleicht heilen. Wer so liebt wie du, will wahrscheinlich keine Wiedergeburt. Wer aber keine Wiedergeburt will, wollte vielleicht gar nicht geboren werden. Hätten wir das Recht, vor der Geburt selbst zu entscheiden, würden sich Menschen deiner Art für nein entscheiden. Später entscheidet ihr dann in der Liebe. In jeder Frau rächt ihr euch an eurer Mutter, die euch ungebeten zur Welt brachte.

Er blickte nachdenklich vor sich.

— Erinnerst du dich noch, wie wir dich in Paris nannten? »Le solitaire du Port-Royal«, der Einsiedler von Port-Royal. Es ist bezeichnend, daß du den düstersten Mönchsorden liebtest.

Ladislaus antwortete nicht. Damals, in Paris haben die Frauen Ákos noch reichlich unterstützt; sie taten es mit einer Andacht und einem Eifer, als ob sie seine Gunst suchen und seine Seele retten würden. Allein wer weiß, wo die Grenze zwischen Seelenrettung, Muttergefühl, Liebe, Andacht und Verlangen liegt? Auch Frau Warrens wußte nicht, daß Rousseau sich von ihr aushalten läßt, er war ihr Gärtner, Musiker, Dichter, Schützling, Diener, Sohn, Geliebter und Bekehrter. Schützling und Geliebter kamen in einer Person in ihr Bett. Auch Ákos halfen die Frauen, und wollten dies vielleicht noch mehr, als er selbst, der von unseren Gesetzen geborgen, mit der stillschweigenden Zustimmung der Frauen, in einer vergessenen, uralten Weiberherrschaft lebte. Kein Opfer war ihnen für ihn zu teuer, denn er liebte das Leben. In jeder Frau wurde er wiedergeboren, wie in einer stets neuen Mutter. Damals haßte und beneidete ihn Ladislaus leidenschaftlich, seitdem machten ihn die Jahre nachsichtiger. Aber aus seinem eigenen Leben wollte er ihn für immer ausschliessen.

— Du hast vorher bei dem Abendessen recht gehabt Laci, wir sind in der Tat zwei Extreme. Ich dachte nicht eine Minute ernst daran, daß wir uns versöhnen könnten und in zwei Monaten gemeinsam zu Abend essen. Ich hoffte dann mit Agnes zu zweit zu sein. — Er legte sich auf das Bett und nahm die Brille ab. — Geh doch nach Hause, Laci. Agnes wird heute wahrscheinlich ein paarmal erwachen und erschrecken, wenn du nicht dort bist. Wann steht ihr morgen auf?

— Um neun Uhr etwa, glaube ich.

— Gut, dann verschwinde ich also bis dahin.

— Nein, das nicht, das würde Agnes auffallen. Wir frühstücken gemeinsam, und gegen Mittag fährst du ab.

Ákos irrte sich jedoch und wäre ein schlechter Romanschriftsteller gewesen, hätte er Agnes schwere und bedeutsame Träume zugeschrieben. Sie schlief tief, zwischen zerrißenen Traumfetzen. Allein es war kein gesunder Schlaf, sie wälzte sich halb auf das andere Bett, ihr Arm lag auf dem Polster, ihr Körper war schweißbedeckt. Als Ladislaus sie zurückzuheben versuchte, stöhnte sie sofort auf; er ließ sie nun, wie sie war, er selbst konnte ja nicht schlafen.

Er saß am Bettrand, wie sonst, wenn er Agnes einschläferte. Das Wasser gibt stets die Toten heraus und die Seele die Lüge, selbst wenn diese ehrenwert ist. Offenbar genügt es nicht, sich auf ein edles Gefühl hin zu verbinden, die Seele und der Leib, beide verlangen nach etwas anderem, nach einem weniger sauberen, verwickelteren Verhältnis, nach einer weniger vollkommenen, aber volleren Liebe. Vielleicht sind doch die zänkischen, launischen, vertikal sich hassenden und horizontal leicht sich versöhnenden Pester Eheleute die wirklich glücklichen. Vielleicht hätte er mit kleineren Ansprüchen mehr erreicht. Er war wirklich der Einsiedler von Port-Royal: aus selbstquälerischer Einsamkeit flüchtete er sich in die Ehe. Als er jedoch schon so weit war, fühlte er sich im Tiefsten seiner Seele stets als Verräter. Auf seinen Wink kam ihm ein anderes Leben entgegen, erreichte ihn und wollte ihn berühren; aber da schwankte er und glitt weiter, wie eine böswillig listige, schwebende Insel. Und nun fragt die verratene, unglückliche Frau, ob er mit ihr zufrieden sei! Irgend etwas fehlte in diesem edlen und wohlgemeinten Bund. Selbst der erbärmliche Des Preux

und Manon, die Dirne, waren besser als sie beide. Es dämmerte. Man drückte ihm Gartenschere und Pfropfmesser in die Hand, und er wußte mit ihnen nichts anzufangen. Er saß in der Mitte des Gartens und die Blüten fielen vor seinen Augen. Was kann ich für uns tun, damit es besser wird? beugte er sich über die Schlafende. Aber Agnes lag vertrauensvoll in den Kissen, als ob sie unter dem Baum im Paradies läge, während Adam das eisige Weltall durchschweifft.

Es wurde hell. Auch Gott antwortete nicht, seine Stunde war noch nicht gekommen.

Die Vögel zwitscherten unverschämt voll Vertrauen. Ringsherum in der Welt schliefen die Guten und die Bösen, Ákos fuhr vielleicht auf einem griechischen Weinschiff dahin. Die Engel betrachteten den Wachenden boshaft, sie wünschten ihn auf den Scheiterhaufen, wie die Weisen den Seher.

Schluß folgt.

OSZK

Országos Széchenyi Könyvtár

BÜCHERSCHAU

GOETHE'S URFAUST (*Os-Faust*). Übersetzt von Zoltán Jékely. Mit einem Geleitwort von Universitätsprof. Dr. Johann Koszó. Verlag Eugen Jakab von Szentgerice, Kolozsvár (Klausenburg) o. J. 77. S.

Goethes größte Lebensdichtung liegt bisher wenigstens in sieben ungarischen Übersetzungen vor, ihre ursprüngliche Gestalt, der »Urfaust«, erschien dagegen erst vor wenigen Wochen in der Übertragung von Zoltán Jékely, in der das Werk im Mai 1941 von den Künstlern des Ungarischen Nationaltheaters am Ort der Uraufführung, im Schauspielhaus zu Frankfurt a/M gespielt wurde. Der Übersetzer leistete vorzügliche Arbeit: durch sein außerordentliches Einfühlungsvermögen gelang es ihm die sprachliche Einzigartigkeit des Werkes in ihrer jugendlichen Schwungkraft, Säftigkeit, Derbheit und zauberhafter Zartheit wiederzugeben. Wir begrüßen das Erscheinen der Übersetzung auch in Buchform aufs wärmste, da sie das ungarische Publikum gewiß zum weiteren und vertieften Studium der Lebensdichtung Goethes anregen und dieser sicher zahlreiche, verständnisvolle Freunde gewinnen wird. Ebenso warm begrüßen wir das der Übersetzung vorangehende Geleitwort von Prof. Koszó: es führt den ungarischen Leser mit sicherer Hand in die Entstehungsgeschichte der Dichtung ein und gibt durch die Hinweise auf die wichtigste Faustforschung gleichfalls Anregungen zum weiteren Studium.

ANDREAS ADY. Umdichtungen aus dem Ungarischen und ein Geleitwort von Theodor H. von Hoch. Verlegt bei Theodor Lauffer Budapest und Leipzig, 1942, 91 S.

Zweifellos ging von den deutschen Vermittlern des größten ungarischen Lyrikers unseres Jahrhunderts bisher keiner mit jener liebevollen Vertiefung und Sorgfalt ans Werk, wie Theodor H. von Hoch. Schon die Auswahl die er traf, zeugt davon, daß er mit fast unfehlbarer Treffsicherheit den Wesenskern des Dichters erfaßte und in der Tat das Beste von ihm in Besitz nahm. Auch das Geleit-

wort, in dem der Übersetzer das einzigartig Ungarische der Kunst Adys kennzeichnet und dessen Stellung in der neueren Dichtungsgeschichte bestimmt, zeugt von einem Nachempfinden, wie ihm ungarische Dichter bei Ausländern nur selten begegnen. Bei den Umdichtungen war es ihm weniger um eine erzwungene Übertragung zu tun, als vielmehr darum, den Sinn der Dichtungen zu erfassen. Daher nahm er sich die Freiheit, manches — besonders die wenig durchsichtigen Symbole — umzubauen und zu erweitern, soweit es das deutsche Sprachgefühl erforderte. Dennoch gelang es ihm die ungebrochene Kraft und Wortgewalt fast restlos zur Geltung zu bringen. Mögen die schönen Umdichtungen Theodor H. von Hochs dem so lange verkannten und selbst nach seinem Tode oft mißwerteten großen ungarischen Lyriker auch in Deutschland das Verständnis und die Anerkennung erwerben, die er verdient. Die den Umdichtungen beigefügten Anmerkungen, die Zeittafel und der »Schlüssel zu den Gedichten in der Ursprache« sind gute Mittel dem deutschen Leser den Weg zum ungarischen Dichter zu erleichtern.

DENKMÄLER DES PROZESSRECHTES IN SIEBENBÜRGEN (*Erdélyi Perjogi Emlékek*). Eingeleitet und veröffentlicht von Georg Bónis. Verlag der Minerva A. G., Kolozsvár, 1942. XXIV. 157 S.

Das in Kolozsvár (Klausenburg) tätige Wissenschaftliche Institut zur Erforschung Siebenbürgens, das sich mit sichtbarem Erfolg um die Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse über Siebenbürgen bemüht, wandte sich in den letzten Jahren zunächst siedlungsgeschichtlichen Problemen der Völker Siebenbürgens zu. Umso mehr Beachtung verdient der von dem Institut vor wenigen Wochen veröffentlichte stattliche Band, der mit einer Einleitung von dem Professor für Rechtsgeschichte an der Universität Kolozsvár, Georg Bónis, das für den juristischen Unterricht bestimmte Compendium »Idea processuum« aus dem Jahre 1776, sowie die Vorlesun-

gen des berühmten Siebenbürger Rechtsgelehrten Karl Szász aus dem Jahre 1836 enthält. Die umfangreiche Einleitung von Prof. Bónis gibt eine lichtvolle Übersicht des verwickelten Prozeßverfahrens im alten Siebenbürgen, das sich lange auf mittelalterliche Überlieferungen stützte. Auch Laien erschließt sich hier das lebensvolle Bild der Rechtsentwicklung Siebenbürgens in einer Zeit, der man bisher nur wenig Beachtung schenkte. Durch die Heranziehung seiner Schüler bei der Veröffentlichung der Rechtsdenkmäler leistete Prof. Bónis auch als Lehrer verdienstvolle Arbeit.

DIE ENTSTEHUNG DES UNGARISCHEN KÖNIGTUMS. (Ostmitteleuropäische Bibliothek. Herausgegeben von E. Lukinich. Nr. 38.) Von Josef Deér. Ohne Verlag. Budapest, 1942. 97 S. Mit 2 Bildtafeln.

Der verdienstvolle Leiter des Institutes für Ungarische Geschichtsforschung in Budapest wendet sich in seiner neuesten Arbeit einem vielumstrittenen Abschnitt der ungarischen Geschichte zu, in dem die Grenzlínien zwischen nationaler und gesamteuropäischer Geschichte fast völlig verwischt sind. Unter Heranziehung der neuesten Ergebnisse der gesamteuropäischen, namentlich aber der deutschen Forschung dringt er zu einer völlig selbstständigen Untersuchung der Kaiserpolitik und der Papst-Kaiser-Frage vor, soweit sich diese mit der Entstehung des ungarischen Königiums beführen. Aus seinen gründlichen und zum guten Teil völliges Neuland erschließenden Untersuchungen geht in überzeugender Weise hervor, daß »das ungarische Königreich nicht nur der Beurteilung der Häupter der Christenheit, sondern zugleich dem Willen seines ersten Herrn nach . . . schon im Augenblick seiner Entstehung ein ebenbürtiges Glied der europäischen Staatengemeinschaft war«. Die vorzügliche Studie wird gewiß auch in deutschen Fachkreisen gute Aufnahme finden und die weitere Forschung wirksam anregen.

INFANTERIE GREIFT AN. ERLEBNIS UND ERFAHRUNG (*Gyalogság elöre. Élmény és tapasztalat*). Von Generalfeldmarschall Rommel. Übersetzt von vitéz Graf Paul Bethlen. Mit einer Einführung von Generaloberst a. D. Heinrich Werth. Danubia-Verlag, o. O. und J. 342 S.

Generalfeldmarschall Rommel gehört zweifellos zu den bekanntesten Persön-

lichkeiten unserer Tage. Es ist daher aufs wärmste zu begrüßen, daß der Danubia-Verlag sein Tagebuch aus dem ersten Weltkrieg auch in ungarischer Übersetzung erscheinen ließ. Der hervorragende Feldherr erweist sich in diesem Buch auch als vorzüglicher Schriftsteller, der den Leser in fast atemloser Spannung hält und ihn zugleich in die Kunst der Kriegsführung einführt. Die Darstellung seiner militärischen Laufbahn wird gewiß auch auf die wehrkräftige ungarische Jugend beispielgebend wirken. Mit Recht betont Generaloberst a. D. Heinrich Werth, der gewesene Chef des Generalstabes der Honvéd in seiner Einführung: »Ich wünsche aufrichtig, daß dieses Buch von je mehr Mitgliedern der Honvédarmee gelesen werden möge; sie werden daraus gewiß recht viel lernen. Und sollten wir mit der Zeit auch in unseren Reihen ‚Rommels‘ haben, so wird dies dem Vaterlande nur zum Wohl und Ruhm gereichen.«

UNGARISCHE MALEREI DER GEGENWART. Katalog der Ausstellungen in Berlin, Dresden, Breslau, Wien, Graz. Ohne Verlag, o. O. 1942—43. 45 S. Mit 49 Tafeln.

Dieser Katalog der so erfolgreiche Ausstellung ungarischer Gemälde in der Reichshauptstadt verdient auch als Veröffentlichung Aufmerksamkeit. Die knappen Einführungsworte von Kultu- und Unterrichtsminister Jenő von Sinyei-Merse geben einprägsam den Sinn der Ausstellung an: sie will die »ungarische Landschaft und die in dieser sich unwillkürlich offenbarende ungarische Seele der Öffentlichkeit des großen unbefruchteten Deutschen Reiches möglichst vollständig vergegenwärtigen. Dann folgt das Kernstück der Veröffentlichung, die feinsinnige Studie des Veranstalters der Ausstellung, Déncs Csánky, Generaldirektor des Museums für bildende Künste über »Die ungarische Malerei des 19. Jahrhunderts«. Verf. zeichnet hier ein lichtvolles Bild der Vorgeschichte der in dem Ausstellungsmaterial zum Ausdruck kommenden künstlerischen Bestrebungen, der ungarischen Kunstentwicklung der letzten hundert Jahre. Eingehend behandelt er die verschiedenen überpersönlichen Kräfte, die diese Entwicklung bestimmten: die zahlreichen Widerstände, die die ungarische Kunst zu überwinden hatte, die Überfülle an gemeineuropäischen Anregungen und den schweren aber doch siegreichen

Kampf um die Eigenständigkeit ungarischer Kunstgestaltung. Mit feinem Takt und Stilgefühl kennzeichnet er schließlich die Hauptvertreter ungarischer Malerei im 19. Jahrhundert in ihren Wesenszügen. Jedenfalls ist die Studie vorzüglich geeignet in dem unvoreingenommenen ausländischen Betrachter für die Eigenart der ungarischen Malerei Verständnis zu erwecken.

Mit Freude sei hier zugleich darauf hingewiesen, daß die ungarische Gemäldeausstellung auch in der Presse der Reichshauptstadt warme und verständnisvolle Aufnahme fand. Statt einer Aufzählung der einschlägigen Beiträge wollen wir nur einige geistvolle Sätze aus dem Aufsatz »Die Farbe bei den Ungarn von Hans Havemann (Das Reich, 3. Januar 1943) anführen: »Bei allen Anregungen... die die Ungarn in den so bewegten und produktiven letzten hundert Jahren europäischer Malerei in sich aufgenommen haben und noch heute verspüren lassen — ihre Kunst hat durchaus nicht unter einem Glassturz gelebt und man merkt deutlich, daß ihre Maler in Wien, München und Düsseldorf, in Florenz und Rom waren und einige auch ausgiebig in Paris —, bei allen Behauptungen und Spiegelungen, die sich daraus ergeben, ist doch unter den Bildern der Ausstellung kaum eines, das man nicht als ungarisch empfindet. Und nicht die Form ist es, nicht das Kompositionelle oder gar das Gegenständliche von Trachten, Volkstypen, Landschaft bestimmt diesen Eindruck, die Arbeitskraft dieser Bilder ist auf das intensivste ungarisch... Das Erlebnis der Epoche, dieses gesamteuropäische Kunstzeichen unserer Epoche, wurde von den Ungarn begriffen und auf ihre Art interpretiert, nach dem Metaphysischen wie

nach dem Sensuellen hin, nach der Richtung des Besinnlich-Verhaltenen wie nach der einer sich entladenden Vitalität oder wiederum einer genießerischen Delikatesse.«

WEIHNACHTEN IN DER KUNST. (*Karácsony a művészetben*). Von Johann Jajczay und Elmar Schwartz. Kön. Ung. Universitätsdruckerei, Budapest. 253 S. Mit 128 Bildtafeln und zahlreichen Bildern im Text.

Der prachtvolle Band enthält eine herrliche Folge von bildkünstlerischen Darstellungen des Weihnachtsfestes. Johann Jajczay, der das Material zusammenstellte, sammelte mit anerkannter Umsicht Gemälde aus allen Zeiten und Stilarten von den altchristlichen Fresken der Katakomben bis zu den verfeinerten Arbeiten moderner Künstler. Besonderes Gewicht legte er darauf, möglichst nicht die bereits allgemein bekannten Bilder in die Sammlung aufzunehmen; daher wählte er vor allem die weniger bekannten, aber doch vollendeten Kunstwerke der altitalienischen Malerei aus. In seiner ikonographischen Studie erstattet er ausführlichen Bericht über die Ergebnisse seiner Forschungen und behandelt eingehend die mit dem Bildmaterial zusammenhängenden kunstgeschichtlichen Fragen. Elmar Schwartz erörtert in seiner umfangreichen Studie die liturgischen, geschichtlichen und volkskundlichen Bezüge der Weihnacht, und weist auf den neuerdings erfreulicherweise um sich greifenden Bethlehem-Kult hin. Alles in allem ist der Band sowohl inhaltlich als auch in seiner Ausstattung eine hochrangige Hervorbringung ungarischer Forschung und Buchkunst.

INHALT DES FEBRUARHEFTES 1943.

DEUTSCHER GEIST — UNGARISCHER NATIONALCHARAK- TER. Von <i>Johann Hankiss</i>	65
ADY, BABITS, MÓRICZ. Von <i>Aladár Schöpflin</i>	71
EWIGE BRIEFE ALS DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUN- GEN II. Von <i>Theodor Thienemann</i>	78
SCHILLERS »DON CARLOS« IM UNGARISCHEN NATIONAL- THEATER. Von <i>Hans Meissner</i> (mit 2 Bildtafeln).....	84
WERBŐCZI UND DAS UNGARISCHE RECHT. Von <i>Ludwig Klivényi</i>	94
DIE UNGARISCHE SOLDATENSEELE. Von <i>Stefan Rédvay</i>	98
UM GOETHES GARTENHAUS. Von <i>Lorenz Szabó</i>	101
BISCHOFSTADT AN DER DONAU. Von <i>Tibor Csorba</i> (mit 3 Bildtafeln)	106
LIEBE. Gedicht von <i>Gyula Illyés</i> , übersetzt von Árpád Guillaume	112
DIE SCHLANGE. Roman von <i>Ladislau Cs. Szabó</i> (Fortsetzung)	113
BÜCHERSCHAU	125

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Johann *Hankiss*, o. ö. Professor an der Stefan Tisza-Universität in Debrecen.
- Aladár Schöpflin*, Kritiker, Hauptmitarbeiter der Zeitschrift »Magyar Csillag«
- Dr. Theodor *Thienemann*, o. ö. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Peter Pázmány-Universität in Budapest.
- Hans Meissner*, Generalintendant der städtischen Bühnen in Frankfurt a./M.
- Dr. Ludwig *Klivényi*, Richter am Kön. Ung. Gerichtshof (Justizministerium).
- Dr. Stefan *Rédvay* Kön. Ung. Oberstleutnant.
- Lorenz Szabó*, Dichter und Schriftsteller, Übersetzer deutscher Dichter.
- Tibor Csorba*, Schriftsteller und Kunstmaler.

UNSERE DICHTER:

- Gyula Illyés*, Dichter und Schriftsteller, Herausgeber der Zeitschrift »Magyar Csillag«.
- Ladislau Cs. Szabó*, Direktor des ungarischen Rundfunks, Erzähler und Essayist.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

430219. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

Soeben erschienen :

UNGARN IM DONAURAUM

Mit Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*
Herausgegeben von *Stefan Gál*

SIEBENBÜRGEN, EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdódi*, Einleitung von *Ladislau Cs. Szabó*

SIEBENBÜRGEN UND SEIN VOLKSTUM

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Eugen Horváth*

DIE UNGARISCHE STADT

Von *Franz Erdei*

DIE SOZIALE LAGE DER UNGARISCHEN ARBEITERSCHAFT

Von *Gyula Rézler*

Im Druck :

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben von *Béla Pukánszky*. Mit zahlreichen Bildbeilagen

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG

SCHRIFTENREIHE

DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

Herausgegeben von Generalsekretär Prof. Dr. *Alexander von Kibédi Varga*

Bisher erschienene Hefte :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békeben és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háború pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 10. *Storm E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft). 11. *Pukánszky, B.* : Mozart. 12. *Hofmann, Fr.* : A szentől a mügumiig (Von der Kohle zum Kautschuk). 13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht). 14. *Harmjan, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
Preis je P 1.—

